

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 24. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hesten. Bei Vorausbezah-
lung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin, 9. December 1894.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezah-
lung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M. XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Tante Johanna's Christ- überraschung.

Novelle von K. Stellmacher.

Tante Johanna kam über den Schneeteppich, der zart wie ein Flaum auf dem Boden und den grünen Tannen des Rehower Gutshofes lag, mit ruhigen, leichten Schritten daher. Sie trug ein Kleid von etwas dunklerer Farbe als die des Tannengrüns. Es lag fest und schmiegsam um die feine, mittelgroße Gestalt. Das zart geformte Oval des Gesichtes sah frisch und lieblich aus; aber durch den dunkeln, unbedeckten Scheitel zogen sich schon viele Silberfäden. Tante Johanna mußte mehr als dreißig Jahre zählen.

An einem Arme hing ihr ein Körbchen mit schneebestreutem Moos und dunkeln Winter-Farnkräutern. Auf dem anderen trug sie sorgsam ein unförmliches Bündel farbloser Tücher, dessen Inhalt man errieth nach einem Blick auf die zur Seite gehende, oder eigentlich mühsam sich hinschleppende, ärmlich gekleidete Frau, die von Zeit zu Zeit ängstlich die Hand danach ausstreckte. Ein kleines Köpchen kam aus den Hüllen zum Vorschein, das allmählich sehr lebhaft zu werden begann. Endlich brach das Kindchen in ein helles Weinen aus. Da hob das Fräulein es tändelnd und beruhigend in die Höhe, während die Frau völlig erschöpft auf eine verschneite Gartenbank nieder sank.

„Was hat Johanna da?“ sagte im Wohnzimmer des Schlosses die Gutsherrin zu dem Gatten. Er stand sofort auf und trat an das Fenster zu seiner kleinen Frau. Ihre blonden Locken reichten ihm gerade bis zur Schulter, als er, den Arm um die Gattin legend, sich vorbeugte, um dem Blick ihrer Augen zu folgen. Hübsche, schwärmerische Augen waren es, aber sie saßen zwischen einer niedrigen Stirn und einem etwas eigenförmigen Näschen.

„Durch so viel Zärtlichkeit verwöhnt sie selbst unsere Kleinen nicht, — sieh doch, Otto!“

„Nicht?“ fragte Herr von Rehow fast verwundert, den Blick auf die Schwester gerichtet, die noch immer das Kindchen liebevoll in den Armen hielt; und scherzend fügte er dann hinzu: „Mein Liebling meinst Du nicht, daß wir beide das Verwöhnen zur Genüge selbst besorgen?“

In diesem Augenblicke bemerkte Johanna die Schwägerin und den Bruder am Fenster. Eine helle Röthe flog über ihre Wangen; sie legte das Kind schnell in die Arme der Mutter zurück.

Ueber die blonden Brauen der jungen Frau aber huschte ein ganzes Schattenspiel. Otto wußte doch längst, daß solche Bemerkungen seine kleine Gattin ärgerten! Es war auch ein wenig reuige Sündermiene bei ihm sichtbar, als er, die Mütze vom Nagel nehmend, mit einem freundlichen: „Ich will einmal sehen, was es giebt, liebes Herz,“ zur Thüre hinaus ging.

Die junge Frau schellte. Vier kleine Blondköpfe, von einem athemlosen Kindermädchen gefolgt, stürzten durch den Salon. Sie wollten ihre Chocolate haben! Mütterchen hatte es versprochen!

Wie eine aufgeblühte Rose inmitten eines Straußes an gleichem Stengel sitzender Knospen sah die kleine Frau aus; so vollkommen glichen diese Miniatur-Bilder mit den hellen Wimpern und den nur um ein Geringes lichterem Haaren ihrer eigenen zierlichen Art und Erscheinung.

„Mein süßes Engelchen!“ sagte sie, die Schleife in den Locken des Jüngsten glättend, durch die kleine Kränkung von vorhin zu doppelter Zärtlichkeit geneigt. „Alle seid ihr meine Lieblinge! Komm her, Maxel! Wie ein kleiner Prinz sieht er aus in dem Spizentragen! — Lenipüppchen, komm! — Mein Häschen!“

Die Kleinen hingen an ihrem Kleid, kletterten auf

sich ihr Leben lang ohne diesen süßen Trost behelfen müssen.

Die Kleinen Schelme beugten sich mit gerötheten Wangen über die Schultern der Mutter, zerzausten deren Haar und sahen mit den strahlenden Blauaugen zu ihr auf, — eine Galerie übermüthiger Engelsgesichtchen.

„Wie man nur andere Kinder noch liebenswerth finden kann neben — diesen!“ Vielleicht wußte sie es gar nicht, daß ihr dieser Gedanke durch den Kopf glitt, die stolze junge Mutter. Jedenfalls befaß sie im Momente keine Erinnerung daran, wie eifersüchtig ihre hellen Augen jeden Beweis fremder Liebe ihren kleinen Gözenbildern gegenüber zu verfolgen pflegten, wie entrüstet ihre egoistische kleine Seele war, wenn die jungen Herzen, als Dank für solch' Entgegenkommen, niemals anderen eine Regung der Liebe zeigten. Wer weiß denn auch immer Bescheid in seinem eigenen Innern! Aber eine andere wußte davon, — sie, die eben mit dem grünelnden Körbchen in die Thür trat, — sie, Tante Johanna, kannte die blauen Augen der Schwägerin und jeden innerlichen Zug, den diese verriethen. Wenn alle die Blondköpfe, wie wohl ehemals die beiden Aeltesten, ihr entgegengeslogen wären — was sie nicht thaten, denn wer braucht in den Armen eines überzärtlichen Mütterchens eine Tante! — so würde das Fräulein sie freundlich-ernst und kühl in das chocoladenversüßte Paradies zurückgeführt haben. Seitdem Tante Johanna den kleinen Geschöpfen ein wenig von jener Kälte und Zurückhaltung entgegenstellte, die sie, sie wußte selbst nicht woher nahm, und die das verwöhnte Völkchen so wenig vertragen konnte, seitdem war das Gleichgewicht der häuslichen Stimmung vorzüglich. Ja, Tante Johanna hatte gelernt, sich nach den schwärmerischen Augen des blonden Frauchens zu richten; sie war sparsam geworden mit jeder sichtbaren Zärtlichkeit für die Kleinen, und — erröthete doch vorhin mit dem Kindchen im Arm, weil sie fürchtete, daß dieser Liebesbeweis für das fremde Geschöpf die junge Mutter kränken könnte. Heute aber waren alle diese Bedenken abgestreift, jetzt stand sie nur unter dem Eindruck des eben Erlebten.



*Ich bin um ja der Ordnung Freund gewesen!
Martha in Faust.
Anna Schramm*

Frau Anna Schramm vom Königl. Schauspielhaus in Berlin als Martha in Goethes „Faust.“

Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin. — Siehe Seite 191.

den Polsterstühlen umher, — anscheinend ebenso zu Hause im Salon wie in der Kinderstube, — und bissen tapfer in ihre braunen Täfelchen. Sie waren freundliche, fröhliche kleine Geschöpfe, aber um Mamas Zärtlichkeit kümmerten sie sich nicht sonderlich; sie waren daran gewöhnt wie an süße Milch und ihenerer Chocolate. Sehr hübsch waren sie, diese Kleinen! Das Auge der Mutter glitt voll Stolz und unsäglichlicher Freude über sie hin. „O meine Lieblinge,“ rief sie plötzlich, alle zugleich umfassend, „was finge ich ohne Euch an!“

Das sagte sie so, die kleine Frau! Aber sicherlich hatte sie keine Ahnung davon, wie denen zu Muthes ist, die, voll heißer Sehnsucht nach einem Kinderlächeln,

auf den Tod, so fürchtete sie, danieder läge. Wie Johanna so da stand, das feine Gesicht leicht geröthet, die dunkeln Augen von innerer Erregung, vielleicht auch von einigen vergossenen Thränen glänzend, war sie voll eigenartiger und ganz frauenhafter Schönheit. Niemand hätte daran gedacht, daß zur Gewohnheit gewordene Spitzwort „alte Jungfer“ mit dieser lebenswürdigen Erscheinung in Verbindung zu bringen. Mancher einsame Mann wäre wohl glücklich gewesen, wenn sie sich von ihm die Würde einer Ehefrau hätte schenken lassen. Aber Johanna schüttelte den Kopf, wenn ihr jemand davon sprach. Sie war zu stolz, etwas anzunehmen, das sie nicht auf irgend eine Weise zu vergelten

„O Elly! Sahst Du das arme Weib? — Otto hat erlaubt, daß wir sie hier unterbringen. Er wollte es nicht gern im Hause. Aber wir haben mit dem Schmied gesprochen; der wird vorläufig für sie sorgen.“

Es lag ein warmer, herzwinnender Klang in dieser nicht mehr jungen, doch klaren Mädchenstimme.

Die junge Frau, deren Mitleid schnell aufflamnte, wenn es nicht von der großen Zärtlichkeit oder irgend einer Sorge für den kleinen Kreis ihrer Liebsten erdrückt wurde, fragte voll Interesse nach den näheren Umständen. Und das Fräulein erzählte von der armen Wandernenden, welche sie mit dem Kinde im Wäldchen, nahe dem Hause getroffen hatte, die keine gewöhnliche Bettlerin zu sein schien, und die jetzt

auf den Tod, so fürchtete sie, danieder läge. Wie Johanna so da stand, das feine Gesicht leicht geröthet, die dunkeln Augen von innerer Erregung, vielleicht auch von einigen vergossenen Thränen glänzend, war sie voll eigenartiger und ganz frauenhafter Schönheit. Niemand hätte daran gedacht, daß zur Gewohnheit gewordene Spitzwort „alte Jungfer“ mit dieser lebenswürdigen Erscheinung in Verbindung zu bringen. Mancher einsame Mann wäre wohl glücklich gewesen, wenn sie sich von ihm die Würde einer Ehefrau hätte schenken lassen. Aber Johanna schüttelte den Kopf, wenn ihr jemand davon sprach. Sie war zu stolz, etwas anzunehmen, das sie nicht auf irgend eine Weise zu vergelten

im Stande war, in diesem Fall durch das, was ihre vornehme Natur Liebe nannte. Und diese Liebe machte nicht mehr auf, seitdem Tante Johanna ihren armen, kleinen Roman, von dem sie niemals sprach, mit Thränen, von denen nur wenige wußten, abgeschlossen und begraben hatte. Was ihr Herz bei diesem Mangel an Geben und Nehmen empfand, war eine andere Sache; sie behielt auch dies still für sich, ohne Hoffnung, daß es jemals geändert werden könnte. Sie sah auf den Liebesreichtum des Bruders und der Schwägerin wie ein guter Armer auf eine reichbesetzte Fürstentafel. Kein Gedanke, daß er selbst an diesen Genüssen teilnehmen könnte, kommt ihm; nur, wenn er gar zu lange wartend und schauend dagestanden, packt ihn der Hunger nach seiner einfachen Kost. Den Hunger nach einem Stückchen Leben, einem Stückchen Liebe, das ihr, ihr ganz allein gehörte, den kannte Tante Johanna.

Aber — auf dieser klugen Stirn lag der Stempel geistigen Könnens; diese schmale, arbeitsfeste Hand zeugte von Fleiß und Kraft. Warum blieb Johanna denn hier, täglich vor einer Tafel, an welcher man nicht einmal ahnte, daß sie entbehrte? Warum ging sie nicht fort, um sich draußen in jenem neugestalteten Frauenleben Erfah in Verfolgung eines Zieles zu suchen, das ihrem Leben einen befriedigenderen Inhalt gab?

Es war weder ein Mangel noch ein Vorzug, der das einsame Mädchen hier festhielt; es war ihre Natur, die sich keinen schöneren Wirkungskreis, als das liebevolle Aufgehen in der Familie vorstellen konnte; und es waren die Verhältnisse, die sie von klein auf in jenen altmodischen, aber in ihrer Weise gewiß nicht unberechtigten Grundfäden erzogen hatten. Diesen Grundfäden lag der Gedanke völlig fern, daß die einzige Tochter nach dem Tode der Eltern mit der Rente ihres etwas zu kleinen Vermögens irgendwo anders, als im Schutze des einzigen nahen Anverwandten, des Bruders, leben könne. So war sie vor sieben Jahren hierher gekommen, die Tante Johanna. Nein, damals noch nicht „Tante Johanna“ — „Hans“ pflegte der jung vermählte Otto von Regow die um einige Jahre jüngere Schwester zu rufen, in liebevoller Erinnerung an die übermüthige Kinderfreiheit an die glückliche erste Jugendzeit.

Aber die junge Herrin des Hauses war mit diesem scherzenden Schmeichelnamen nicht einverstanden. Sie fand ihn lächerlich für ein vier- oder fünfundsingzigjähriges Fräulein. Herr von Regow schüttelte verwundert den Kopf. Doch dieser durch und durch harmlose Mann, dieser vollkommen lebenswürdige, rücksichtsvolle Gatte schüttelte mehr als einmal den Kopf, und — nach vierundzwanzig Stunden bekam das unerbittliche Frauchen doch den Willen. So wandelte sich das individuelle, heimlich vertraute „Hans“ allmählich in das alltägliche „Hannchen“ und das kühlere „Johanna“. So wurde aus dem einst innigen Miteinandergehen der Geschwister allmählich ein freundlich theilnahmenvoller Umgang, ohne daß die junge Frau irgend welche Wünsche in dieser Richtung ausgesprochen, oder geahnt hätte, ohne daß ihr sonderbar eifersüchtiges Herz sich in tausend Kleinigkeiten offenbarte, ohne daß Otto von Regow sich bewußt war, daß er die noch heute herzlich geliebte Schwester einen Mangel an Vertrauen und Herzlichkeit fühlen ließe. Das kam alles ganz von selbst, — oder schien wenigstens so zu kommen. Als erst Kinderstimmen durch das Haus schallten und kleine Füße die ganze Wirthschaft auf den Kopf stellten, da hatte Tante Johanna so viel zu thun, daß es schwer gehalten hätte, sie für eine Privatunterhaltung zu gewinnen, trotzdem man sie selten mit den Kleinen selbst beschäftigt sah, sondern nur mit den Näschchen, Höschen, Strümpfchen und unzähligen Kleinigkeiten, die in Haus und Küche für die sorglich behüteten heranwachsenden Erdenbürger erforderlich sind.

„Was bringst Du da Hübsches in dem Korb?“ fragte die junge Schlossherrin, als das Fräulein seinen Bericht geendet, und sie mit einem mitleidigen: „O, die arme Frau, — das arme Kindchen!“ geantwortet und dann ein Weilschen geschwiegen hatte, während die Kinder um den eben servirten Kaffeeisch hüpften, der nur noch auf Papa wartete.

Johanna war erfreut, daß ihr kleine Ausbeute der Schwägerin gefiel. „Nicht wahr, es ist noch hübsch genug für diese Jahreszeit! Der Schnee lag ganz lose. Ich dachte, Du wolltest vielleicht einen Kranz für Mimi flechten — zu morgen.“

„Ach ja! — es ist lieb von Dir, daß Du daran gedacht hast, Hannchen!“

Jetzt trat der Hausherr ein — mit ernstem Gesicht. Er erzählte, daß sicheren Anzeichen zufolge die wandernde Frau in der That keine gemeine Bettlerin, sondern eine alles Mitleid verdienende Unglückliche sei; und man war voll Sorge, was aus ihr und dem Kinde werden sollte. Doch die Kleinen plauderten hinter ihren Milch- und Cacao-Tassen so heiter vom lieben Weis-

nachtsmann, daß bald wieder eine fröhliche Stimmung herrschte.

Nach dem Kaffee, als die Lampe hereingebracht war, wurde mit dem Kranzwinden begonnen. Johanna legte die Sträußchen zurecht, und die hübsche Frau fing an, eifrig mit Draht, Moos und Faden zu hantiren.

Aber die Blondlöppe, die ein selbsterfundenes Spiel vom Knecht Ruprecht spielten, riefen plötzlich aus der Kinderstube, wohin sie nun wieder gebracht waren, daß Tante Johanna helfen und zusehen solle.

„Jetzt nicht, kleines Volk, ich bin beschäftigt!“ Ach, Tante Johanna war eigentlich immer beschäftigt. Niemand ahnte, wie fest sie sich selbst im Zaume hielt, um nicht diesen lockenden Stimmchen zu folgen.

Dann sollte Mütterchen kommen! Aber schnell, — gleich! Natürlich, — Mütterchen kam immer, Mütterchen hatte stets Zeit für die Lieblinge. Faden und sonstiges Material flogen schon zur Seite. „Hannchen, gutes, sei schon so lieb! Du machst es ja ohnehin tausend Mal besser!“

Tante Johanna nickte lächelnd. Unter ihren schlanken, ruhigen Händen wuchs der Kranz zu zierlicher Rundung. Der Kranz für Mimi, die arme kleine Mimi, die man vor einem Jahr unter die Erde gelegt hatte.

Sie war noch ein Baby gewesen. Die Eltern hatten das kränkliche kleine Wesen, wenn auch mit traurigem Herzen, doch ohne Verzweiflung dem wiedergeben können, der es ihnen geschenkt, und der ihnen ihre gesunden, schönen vier Blondlöppe gelassen hatte. Aber Tante Johanna's Thränen fielen heimlich auf diesen Kranz. Gerade dies Kindchen hatte sie näher am Herzen halten dürfen, als alle die anderen, weil die junge Frau während seines kurzen Lebens viel krank gewesen war. Otto, der jetzt der Schwester allein gegenüber saß, bemerkte über seine Zeitung hinweg zwei helle Tropfen auf den blaß gewordenen Wangen des Mädchens.

„Nicht traurig sein, Hanna,“ sagte er freundlich.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf, legte den geschlossenen Kranz zur Ueberraschung auf den Platz der jungen Frau, nahm das übrige Grün, einen Schlüssel, eine Sicherheitslaterne und sagte, daß sie auf den Boden gehen wolle, um das am Vormittag ausgefuchte Spielzeug herunter zu holen.

Sie stieg hinauf und trat in die Thür, hinter welcher der bunte kleine Kram lag. Das Licht warf helle Streifen über ein rosa Dämchen und blinkte in dem Messing einer laterna magica auf dem Fensterbrett. Das Fräulein stellt die verschiedenen Sachen auf einen Kistenedel, dann setzte sie selbst sich auf einen der umherstehenden Kästen. Es war eine sorgfältig verschürte kleine Schachtel, die sie jetzt öffnete. Als unter anderen Kleinigkeiten ein Elfenbeinring und eine silberne Kinderklapper zum Vorschein kamen, ließ sie das Kästchen in den Schoß gleiten und schlug die Hände vor das Gesicht. Ein leises Schluchzen drang aus der Brust, ehe schwere Tropfen langsam zwischen den Fingern hindurchzurollen begannen.

Nur oberflächliche Menschen, oder jene Begünstigten, — wenn man sie so nennen darf, — die nie ein tiefes Leid kennen lernten, werden beim Anblick einer Thräne stets nach der Ursache von heute oder gestern fragen. Ein Hauch, ein leiser Duft, ein mahrender Stunden Schlag, das stille Wehen einer, seligen Erinnerungen bergenden Zeit berühren unsere schlafenden Schmerzen, und sie erwachen mit Thränen, wir wissen selbst nicht, warum? Und wir weinen nicht um einen bestimmten Verlust, nicht um ein bestimmtes, unerreichbares Ziel, wir weinen um ein aus tausend feinen Adern fließendes Weh, um eine aus unzähligen unsichtbaren Brunnlein quellende Sehnsucht.

Das einsame Mädchen, mit den Erinnerungs- Zeichen an ein zu früh dahingegangenes Leben auf den Knien, weinte um das tote Kindchen, — und doch nicht darum! Diese kleinen Geräthe waren Mahnungen an halb vergessene, längst ausgegebene Hoffnungen, an altgewordene, unstillbare Wünsche. Wann sind solche Mahnungen geschäftiger, als in jener liebevoll schaffenden, freudig geheimnißvollen Zeit, in welcher aus der schneeflockendurchrieselten Dämmerung kurzer Tage der Stern der Himmelsliebe taucht, die Menschenherz zu Menschenherzen neigt! —

Unten im Wohnzimmer saß die Hausfrau wieder bei dem Gatten. Sie sprachen über Weihnachtseinkäufe, die in den nächsten Tagen in der Stadt gemacht werden sollten. „Liebling, was werden wir nur Hanna diesmal schenken?“ fragte er.

„Etwas recht Schönes, Männchen; Du mußt es aussuchen!“

„Herz, ich hätte gern etwas, das ihr eine wirkliche, große Freude macht, — sie kommt mir jetzt zuweilen so traurig vor, — und da weiß ich schlecht Bescheid.“

Sie schwiegen ein Weilschen. „Ich will darüber nachdenken,“ sagte endlich die kleine Frau. „Aber jetzt,

Lieber, könntest Du mir einen Gefallen thun! Da Johanna gerade auf der Spielzeugkammer ist, hole das längliche Bastkörbchen, bitte, — Johanna wird schon wissen, welches ich meine; heute ist ein schöner Abend, um die Lichtalter zu putzen und die Ketten zurecht zu fleben.“

„Da hast Du Recht,“ sagte er bereitwillig, legte das Blatt zusammen und ging.

Die Treppe, die er mit seiner kleinen Handleuchte hinaufstieg, knarrte nicht, und der Tritt seines leichtbeschuheten Fußes war leise. Die Kammerthür oben stand zur kleinen Hälfte offen. Ein leises Geräusch drang heraus, bei dem er erschreckt stehen blieb.

Tante Johanna, sie, die so viel an andere dachte, daß es niemand einfiel, sie könne selbst vergessen werden, sie, die so gut für alle anderen sorgte, daß man gar nicht auf den Gedanken kam, es könnte ihr selbst etwas fehlen, — saß hier und weinte! Sein Schwesterchen von einst, der gute Kamerad unzähliger flotter Streiche aus alter — nein, noch gar nicht so alter Zeit, sein lustiger, kleiner Hans! den er springen und reiten gelehrt, — hier saß es vor ihm, muthlos, gebrochen und — jah er es denn heute zum ersten Mal? — mit ergrauendem Haar. Sie waren alle älter geworden, — natürlich! Aber wie viel hatte er gewonnen in jenen Jahren, die ihn zu einem gefesteten Manne gemacht hatten! Und was hatte das Schicksal ihr gegeben? — Er schloß einen Moment die Augen und mußte die Zähne zusammenbeißen. Durch sein braves Mannesherz ging eine Ahnung von all den trüben Jahren stiller Schmerzen, den hoffnungslosen Tagen der Entsagung, den heißen Stunden verschwiegener Kämpfe, die über seinem Haupte hingegangen waren, ehe aus dem jungen, fröhlichen Fräulein von Regow die ernste, verständige, alternde Tante Johanna geworden war.

Sie weinte noch immer; und er wußte nicht, ob er sich leise wieder fortschleichen oder ihr ein Trostwort sagen sollte. Da sah er, wie sie den Elfenbeinring und das andere Spielzeug an die Lippen führte. Er regte sich auf seinem Platze, um sie nicht zu überraschen. Sie stand auf, legte die kleinen Gegenstände in das Kästchen und beschäftigte sich wieder mit den anderen bunten Sachen. Aber als er eintrat, merkte sie an seinem Blicke, daß er sie beobachtet hatte, und wußte, daß es nutzlos wäre, das verweinte Gesicht zu verbergen. „Hanna,“ sagte er, ihre Hand liebevoll fassend, „hast Du denn unser armes Würmchen so lieb gehabt?“ — In dem Blicke, mit dem sie zu ihm aufsah, las er die Gewißheit seiner Ahnung. Jeder hat es wohl einmal kennen gelernt, wie nach Jahren äußerlicher Entfremdung das rückhaltlose Vertrauen zu einem lieben Menschen unvermittelt, warm beglückend wieder aufwacht, als wäre die kühle, gleichgültige Zeit nie gewesen. Es war, als seien sie plötzlich wieder die jungen Geschwister von einst, gewohnt, jede Freude, jedes Leid zu theilen. Sie legte den Kopf an seine Schulter und gestand ihm, wie voll ihr Herz sei von Liebe zu allem, was ihm gehöre, besonders zu den Blondlöppen; wie sie es nicht wage, alle Härlichkeit gegen diese in sich aufkommen zu lassen, um nicht mehr zu ernten, als ihr gebühre, — wie sie diesen kleinen Engel im Himmel aber liebe mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens, weil er jetzt nur Gott zu eigen sei, der es ihr gewiß erlaube. Und als seine treue Hand sie festhielt, ohne der Erleichterung des übervollen Herzens zu wehren, da verrieth sie ihm, — den Kopf ein wenig tiefer senkend, — wie sie sich unbefriedigt, überflüssig fühle in der Welt, dürstend nach einem Tropfen Liebe, der ungetheilt ihr eigen sei. Alles, alles, was ein einsames Menschenherz an thörichter Muthlosigkeit, an ungefüllter Sehnsucht im tiefsten Innern trägt, endlich rang es sich einmal an's Licht.

„Mein lieber, lieber, armer Hans!“ Er faßte ihren Kopf mit beiden Händen. Es war ein Augenblick, der für viele verfloßene gleichgültige Stunden und für viele, die noch kommen konnten, entschädigte.

Als Herr von Regow mit dem Körbchen Weihnachtsschmuck zu seiner kleinen Frau hinunterstieg, war eine Klärung durch seine Seele gegangen, und ein festes Vornehmen, ein heiliger Wille durchdrang sein Herz. —

Am anderen Tage eilte die Kunde durch das Dorf, daß die eingewanderte kranke Frau gestorben sei. Fräulein von Regow hatte zuletzt an ihrem Bette gestanden, das kleine Geschöpf in den Armen, von dem der gequälte Geist der Mutter sich noch nicht trennen konnte, als das Auge fast gebrochen war. „Was wird nun aus dem Kindchen?“ fragten alle ringsum, da das weiße Tuch über das Antlitz der Todten fiel. Johanna senkte die thränenden Augen mit einem heißen, aber unerfüllbar scheinenden Wunsch.

Am Abend desselben Tages hatte das Regow'sche Ehepaar eine lange, ernste Unterredung im verschlossenen Zimmer. — „Weihnachts-Berathungen!“ flüsterten sie in

der Küche, und die Blondköpfe huschten mit dem Kinder- mädchen sichernd um das Schlüsselfloch.

In dieser Unterredung aber zeigte es sich, daß das Herz des kleinen Frauchens unter den Schlacken der Oberfläche auch sein Gutes besaß. Sie war verdrießlich, wenn es sich darum handelte, etwas abzugeben, was ihr eigensinniger, verzogener Wunsch und Wille für sich allein verlangte; aber sie erwies sich als mitleidig, großmüthig, voll Freigebigkeit, wenn sie Gutes thun konnte, ohne selbst ein allzu schweres Opfer zu bringen. Und wie viele Menschen, vielleicht die meisten, sind ebenso geartet!

Es gab viel Arbeit im Herrenhause. Dazu flogen Briefe und Depeschen hin und her, die der Hausherr eilig abschickte und ungeduldig erwartete. Als er am Tage vor heiligen Abend in der Dämmerstunde aus der Stadt zurückkehrte, nahm er seine kleine Frau mit fröhlichem Gesichte bei Seite und flüsterte ihr zu: „Alles in Ordnung, Herz!“ Da leuchteten auch ihre Augen freudig auf. — „Mein alter Mann, da hast Du nun doch Bescheid gewußt,“ sagte sie, „und ich denke, es soll beinahe unser schönster Weihnachtsabend werden!“ —

In der kleinen Dorfkirche brennen die Kerzen. Der lichte Glanz fällt durch die Bogenfenster bis auf den schmalen Gartenpfad, der zum Gutshause führt. Tante Johanna ist mit den beiden ältesten Kindern zur Abendandacht gegangen. Papa und Mama helfen im großen Zimmer dem Weihnachtsengel. „Tante darf diesmal nicht mit dabei sein, wie sonst, — der Engel hat es verboten!“ flüstern die Kleinen geheimnißvoll.

Aber nun kommen die Drei nach Hause. Nun werden die schneebedeckten Hüften abgestreift. Da sind auch schon die beiden anderen Blondköpfe! Die Ältesten erzählen von der hohen, hohen Fichte mit hundertundzwanzig Lichtern, die im Gotteshaus gebrannt hat, — aber alle die leuchtenden Augen wandern schon sehnsuchtsvoll nach der verschlossenen Thür, hinter der es nun ebenfalls knistert wie von aufstammenden Kerzen! Alle die Füßchen trippeln unruhig hin und her, alle die Händchen strecken sich in zitternder Erregung aus. — Da klingt die Glocke! — Die Thür auf und das Jüngste voran! — „O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit, mit deinen silberschimmernden Ketten, blinkenden Kugeln und Glöckchen in den mit Lichtflammen übersäten, duftenden grünen Zweigen, mit deiner ganzen bunten Herrlichkeit auf den weißen Tüchern! — O jauchzendes Kinderlachen! O süße kleine Mündchen, die zum Dank die rosigen Lippen biefen!

Aber was geht dort vor? Warum steht Tante Johanna wie vergaubert, wie festgebannt vor dem Platz, an den man mit großen Zeichen ihren Namen heftete? Warum zittert sie so, während ihr Antlitz doch wie verklärt, von rosig verjüngender Gluth überhaucht ist? — Da liegen der Eisenbeinring und das klingende kleine Silber-Spielzeug, auf einem weißen, spitzenbesetzten Bettchen, — und das Bettchen liegt in der armen, todten kleinen Nimi Wägelchen, und in dem Wagen, — o Allliebender, der Du Dein Theuerstes für die verzagenden Menschenherzen schüttest! — dort unter der Hülle ruht ein rosiges, lächelndes, stammelndes, lebendiges kleines Geschöpf! — Und dieser behagliche Laut, dies süße Lächeln, diese hülfeseisenden Händchen, das ist für die traurige, nach einem Lebenszwecke dürstende Tante Johanna! Dies warme, blühende, liebebedürftige, liebespendende Leben soll dem einsamen Fräulein von Nekow gehören!

„Für Dich, — für Dich, Johanna!“ stammelte die kleine Frau, und die Thränen liefen ihr die Wangen hinunter vor Freude, aber wohl auch in schmerzlicher Erinnerung. Und ihre Worte überstürzten sich: „Ja, Otto und ich und die Kinder wollen denken, es sei unsere arme Nimi, — und doch,“ — hier lachte der Schelm zwischen den Thränen hindurch, — „verziehen muß Du es mich auch ein bißchen lassen, — Du weißt schon, — aber — erziehen sollst Du es für Dich!“

Und Otto faßte die Hand der Schwester; er legte sie mit der seinen zusammen über das dunkle Köpfchen auf dem zarten Lager. „Es ist nun unser,“ sagte er, „das heißt, Johanna, liebe Schwester, es ist Dein Eigenthum, wenn Du es willst.“

Sie konnte nicht antworten; sie sah ihn nur an, mit einem strahlenden, thränenüberströmten Gesicht.

„Ich weiß, mein Hans, ich weiß! Und nun höre mich: In allen äußeren Sorgen, draußen, in der Welt, laß mich ihm Vater sein; und wenn Du es ein wenig Dankbarkeit gegen Ellu und mich, und Herzlichkeit gegen die Kleinen lehren willst, — aber mehr nicht, Hanna, mehr nicht für uns! All' das innerste Leben, alle die Liebe, die der Herr reichlich und stark in diesem jungen Gemüth emporschwachen lassen möge, sei für Dich, Hanna, allein für Dich. Du wirst ihm das treueste Mütterchen sein, Gott weiß es!“

Ihre Thränen ließen sie auch jetzt noch nicht sprechen. Aber sie beugte sich tief nieder und küßte die liebevolle Hand des Bruders, die noch immer auf dem Kindchen lag.

Wachdruck verboten.

Ein göttliches Geschenk.

Skizze von Hermine Billinger.



...schneite, und unter den glitzernden weißen Floden hasteten die Menschen dahin, als hätten sie gerade auf diese letzten Stunden vor dem heiligen Abend all' ihre Besorgungen, Einkäufe und Lieberaschungen aufgeparkt. Aber trotz der Masse von Gestalten, die da ihrer Wege eilten, in dem frisch gefallenen Schnee erstarr jeder Laut der Schritte, und hörbar waren nur die Schellen der rasch hinschleudenden Wagen und Schlitten und jenes dumpfe Gemurmel von Menschen, die sich stoßen und drängen und sich die Zeit nicht nehmen, einander auszuweichen.

Wie viele Pässe hatte sie schon bekommen, die einsame Frau da vor dem Justiz-Gebäude, die allein keine Eile zu haben schien, sondern immer wieder das kleine Stückchen Weg abmah, von einer Ecke des Gebäudes bis zur andern, — ruhelos, unverdrossen.

Sie wartete auf ihren Sohn, auf den Stolz ihres Lebens, auf ihren begabten, klugen, von Vater und Mutter angebeteten Jungen. Auch der Lehrer hatte von ihm gesagt: „Aus dem wird einmal was Rechtes!“

Und sie war die Nächste aufgelesen, nur damit er, der beste Schüler, nicht in zerrissenem, schlechtem Zeug herumlaufe, und der Vater hatte sich's Nauchen abgedöhnt.

„Giebt immerhin ein paar Schuhe für ihn,“ meinte er.

„Und — er muß das Beste haben!“ rief es bei Tisch.

„Hast Du gesehen,“ verwunderten sich die Eltern, „wie schnell er mit seinen Aufgaben fertig ist, — kaum daß er eine Stunde dran wendet, und ist doch der Beste, der Beste von allen, — unser Kind, so geringer Eltern Kind, — ja, er kann alles, er kann alles, — o, und was wird noch aus ihm werden!“

Und jetzt stand der dreizehnjährige Knabe vor dem Schöffengericht da drin und hatte sich Diebstahls halber zu verantworten, und sie, die Mutter, wartete auf ihn; seit zwei Uhr ging sie da auf und ab und sagte sich's vor, was ihr der Mann gesagt: „Er bleibt zeitlebens ein bestraffter Mensch, und das kann niemals von ihm genommen werden.“

„Niemals, niemals,“ söhnte sie auf. — Der brave Name, den ihm sein Vater mitgegeben, er war vernichtet; die große Zukunft, die sie sich für ihren Sohn erhofft, sie blieb ein Traum. „Vielleicht,“ hatte der Vater in der Nacht gesagt, „vielleicht nehmen sie ihn nicht einmal wieder in der Schule auf, und es wird weiter nichts aus ihm, als was ich selber bin.“

Schon flackerten die Laternen durch die schneigen Gassen, und das harrende Weib trug die Kniee nicht mehr.

„Gott im Himmel,“ murrte sie in ihre steifen Fingerringe hinein, „ich hab' vielleicht gefrevelt, weil ich mir zu viel auf ihn eingebildet! — Gott im Himmel, straf' mich nicht zu hart, mach' ein Ende, ich halt' das Barmherzige nicht länger aus!“

In eben diesem Augenblicke kam drinnen die Verhandlung, nach deren Ende das Weib schwächete, an die Reihe; nach Aufruf der Sache schob ein bleicher Mann zitternd einen Knaben vor sich her bis an den Richtertisch.

„Es ist mein Sohn, Herr Richter,“ kam's dumpf von des Mannes Lippen.

„Nehmen Sie nur dort Platz,“ sagte der Vorsitzende, „Sie können der Verhandlung beiwohnen.“

Der Mann befolgte den Befehl, nachdem er einen kurzen, scheuen Blick durch den Saal hatte gleiten lassen; allein die sonst von Neugierigen angefüllten Bänke waren heute leer; so kurz vor der Besprechung hatte niemand Lust, sich mit den Bekennnissen armer Verirrter abzugeben.

Der Vorsitzende sah sich den ärmlich, aber mit peinlichster Sauberkeit gekleideten Knaben einen Augenblick schweigend an; der kleine Sünder weinte nicht, doch unter seinen Augen zeigten sich dunkle Ringe, und um den fest zusammen geprehten, Charakter verrathenden Mund zudte es krampfhaft.

„Du bist dreizehn Jahre alt?“ fragte ihn der Vorsitzende.

Der Angeklagte nickte.

„Was ist Dein Vater?“

„Arbeiter.“

„Hat er Dir nicht gesagt, daß man nicht stehlen darf?“

„Doch Du das nicht auch in der Schule gelernt?“

„O ja, ich weiß es ganz gut,“ kam es leise von des Angeklagten Lippen.

„Und weißt Du auch, wohin die Menschen kommen, welche stehlen?“

„In's Gefängniß.“

„Und Du hast es doch gethan?“

„Ja.“

„Du hast einen Korb mit Äpfeln auf dem Markte weggenommen und bist damit davon gelaufen?“

„Ja.“

„Warum hast Du das gethan? Hast Du diese Äpfel essen wollen?“

„Nein; ich wollte meinen Kameraden zeigen, daß ich alles kann.“

„Daß Du alles kannst?“ wiederholte der Vorsitzende, wurde aber von dem Vater des Knaben unterbrochen. Dieser war sich bei den letzten Worten seines Sohnes erschrocken mit der Hand über's Gesicht gefahren, als treffe ihn eine plötzliche Erleuchtung, und nun trat er vor, — nachsichtig ließ der Vorsitzende ihn sprechen.

„Herr Richter, uns, — uns allein trifft die Schuld, — uns, die Eltern; wir waren so dumm, so dumm, Herr Richter, wir haben's ihm in den Kopf gesetzt, daß er alles kann; wir sind so ungebildet, Herr Richter, und — da haben wir ihn so bewundert!“

Der Amtsanwalt beantragte einen Verweis, und der Vorsitzende sagte zu dem Knaben, der mit gekentem Haupte vor dem Tische stand: „Sieh mir einmal fest in's Auge! Du willst den Korb weggetragen haben, bloß um Deinen Kameraden zu zeigen, was Du kannst? Ihr habt aber doch von den Äpfeln gegessen? Erzähle mir einmal den Hergang der Sache.“

Der Angeklagte sah dem Richter voll ins Gesicht und be-

gann mit lauter, fester Stimme: „Sie haben mich gereizt. Ich hatte an dem Morgen für den Auftrag die beste Note bekommen, — wie immer, „natürlich“, hatte der Lehrer gesagt, und auf dem Wege aus der Schule haben wir uns gebalgt, und ich habe jedesmal gesagt, und da habe ich gerufen: „Ich kann überhaupt alles!“ Und sie machten eine Wette: eines könnte ich doch nicht: — der Obffrau am helllichten Tage den Korb wegnehmen, — dazu hätte ich doch nicht den Muth, — Und ich bin hingegangen und habe es gethan, — ja, und,“ setzte er zögernd hinzu, „von den Äpfeln haben wir alle gegessen, — ich drei.“

„Die Sache verhält sich genau so, wie Du sagst,“ nahm der Vorsitzende wieder das Wort; „ich habe sowohl Deinen Lehrer als Deine Kameraden über Dich befragt. Was Du gethan, war schlecht und unüberlegt! Du sollst zwar diesmal noch nicht in's Gefängniß kommen, aber auch wenn Du nur einen richterlichen Verweis erhältst, bleibst Du zeitlebens ein bestraffter Mensch, und das kann nie von Dir genommen werden!“

Der bleiche Mann söhnte laut auf, und dem Knaben schob das Blut so jah zum Herzen, daß er einen Augenblick schwankte. „Was meinen Sie,“ flüsterte der Richter dem Amtsanwalte zu, „der kleine Kerl sieht so tüchtig aus, — wären Sie nicht auch für eine Incorrectheit in diesem Falle?“

Die beiden Herren redeten eine ganze Weile im Flüfterton mit einander, dann wandte sich der Vorsitzende wieder dem Knaben zu: „Willst Du mir Dein Wort geben, ein demüthiger Mensch zu werden und Dich nie wieder an fremdem Eigenthume zu vergreifen, wozu Dich nur dieser schlimme Hochmuth, dieser dumme Glaube, Du könntest alles, verleitet hat? Willst Du mir versprechen, ein braver, tüchtiger Mensch zu werden, der seine Eltern für all' ihre Mühen, für all' ihre Güte und Liebe einst reichlich belohnen wird?“

„Ja, das will ich!“ gelobte der Angeklagte mit lauter, feierlicher Stimme.

„So komm her und gib mir die Hand darauf.“

Der Knabe streckte die kleine, zitternde Rechte über den Tisch hin, aber sie hatte einen festen Griff, einen so festen, daß dem Manne hinter dem grünen Tische ein feuchter Glanz in die Augen fleg.

„Halte Dein Wort,“ sprach er, die Kinderhand mit seiner Rechten umschließend, „damit Dein Vergehen Dir zum Segen gereiche und Du von Deinem Fehl erlöset als ein besserer Mensch. Und noch eins — nimm's als Geschenk zum heiligen Christ, daß Du unbestraft aus diesem Hause gehen magst.“

Der Vater brach in ein lautes Schluhzen aus; der Knabe aber schaute groß zu dem menschenfreundlichen Richter auf, und neigte sich dann vor ihm, tief, keines Wortes mächtig.

Ein paar Augenblicke später standen sie draußen, Vater und Sohn, ohne recht zu wissen wie; und vor ihnen, weiß beschneit und regungslos, stand das Weib und starrte ihnen entgegen mit Augen, aus denen die Todesangst glühte.

„Nein, nein, Mutter,“ stammelte der Mann, „gram' Dich nicht, Mutter! Er ist frei, er ist kein bestraffter Mensch!“

Da stürzte sie, laut aufweinend, ihrem Mann in die Arme; auf das Schreckliche war sie gefaßt gewesen, auf die Freude nicht.

Und sie gingen miteinander Hand in Hand durch den wirbelnden Schnee und unter dem feierlichen Geläute der Christglocken, an den Häusern voll weihnachtstroher Menschen vorbei, ohne ein Wort zu reden, nur sich fest zusammen haltend. Da und dort glänzte ein Bäumchen aus niedrigem Erdgeschloß, oder aus irgend einem Stockwerke von oben brach ein Lichtmeer über den Weg. Auch jubelnde Kinderstimmen drangen gedämpft in die jetzt stillen, menschenleeren Gassen.

Die drei waren ganz warm geworden von ihrem innern Glück, trotz der weißen Schneekruste, die sich über sie gelegt. Sie eilten nicht heim, denn ihrer wartete kein Bäumchen, keine Bescherung und Lieberaschung; sie hatten ihr Geschenk schon erhalten, das größte, das ihnen hätte werden können: das göttliche Geschenk ihrer Ehre, ihrer unangestasteten Menschenwürde.

Wachdruck verboten.

Christnacht.

Zu dem Bilde von Karl Niekelt. — Siehe Seite 189.

O trante, feierliche Nacht!
Um's kleine Haus im Waldeschoße
Webt mondenbleich die heil'ge Nacht,
Die Winternacht, die stumme, große.

Durch's eisumstarrte Fenster bricht
Der karge Schein der dünnen Kerzen
Als breiter Strom von hellem Licht,
Und schauernd offen stehn die Herzen.

Goldblühend prangt der kleine Baum,
Laut lieft der Bub' die alten Lieder.
„Hosianna!“ tönt es durch den Raun,
Das ganze Himmelreich schwebt nieder.

Das Heil der Welt spricht: „Ich bin da!“
Hell flammt die Kraft der heil'gen Werke.
Das ferne Wunder ist so nah:
Man hört die Engel an der Pforte.

Des ganzen Jahres Seligkeit
Liegt in des Tännlings Lichtgefunkel, —
Und draußen: schweigend, meilenweit,
Verschneites, tiefes Wälderdüffel!

Die blauen Flügel rührt die Nacht,
Die Winternacht, die stumme, große,
O trante, feierliche Nacht
Im kleinen Haus im Waldeschoße!

Frida Schanz.



Weihnachtstannen

Nach dem Bilde von August Reinhardt. — Siehe Seite 102.



Christnacht.
Nach dem Bilde von Carl Rißelt. — Siehe Seite 167.

Stadtamt verboten.

Hanserl.

Ein Bild aus dem Thierleben von Lina Löwenbrud von Parmentier.



Waren Ende October aus einem alten, hohen, rothen Hause in einen prächtigen, neuen, Palazzo übergesiedelt, an dem alles Marmor war und den ein großer terrasserter Garten umgab. Außer uns bewohnte ihn nur noch der fünfundsiebzigjährige Hausherr, ein Sonderling. — Unsere frühere Nachbarin und zugleich Bedienstete hatte uns verlassen; sie mußte dem Kinde ihres Mannes, eines Telegraphisten, der verheiratet worden war, folgen. Stündlich erwarteten wir nun einen Erbschaft für sie aus Genua.

Dieses Interregnum zog sich jedoch hin. Wir bemühten uns, das große Haus — ein italienisches Haus, mit italienischer Einrichtung! — ein bißchen wohnlich zu gestalten. Besonders schwierig erschien es uns zuerst, das Feuer auf dem offenen Herd anzufachen, denn darin fehlte uns jede Erfahrung. Den landesüblichen Fächer aus Truthahnfedern zur Hand, standen wir dann in der Küche und wedelten um die Wette, bis die Holzschale zu knistern begann und die blauen Flämmchen lustig aufzudien.

An der großen Gitterthür, dem Eingange zum Vestibul mit den Marmorreppen, hatten wir mit Bindiaden eine kleine Blase besetzt; sie sollte etwaige Besuche anmelden. Und sie rief uns denn auch fleißig: Milchmädchen, Butter-, Eier-, Gemüse-, Kaffee- und Kinder schellen daran von früh bis spät.

Durch die dicken, hohen Eisenstäbe hindurch wurde verhandelt, wurde die Ware gereicht und bezahlt. Wie oft fielen mir dabei die Löwen aus der Schönbrunner Menagerie bei Wien ein! Wir waren natürlich die Löwen im Käfig, und die Verkäufer das Publicum.

Und die Kinder standen auch wirklich immer wie festgebaut vor dem schwarzen Gitter und gafften neugierig herein, besonders wenn sie durch die Thürspalte einen Blick in den schönen Saal werfen konnten. Auch Blumen brachten sie uns, vor allem schöne Rosen, und abends beleuchtete die Lampe einen mit aller Sorgfalt gedeckten und mit wundervollen Sträußen geschmückten Tisch.

Da rasteten wir behaglich von des Tages Arbeit; und wenn das Dessert: Feigen, Datteln, Haselnüsse — Studentenbutter nannte man es bei uns zu Hause — verzehrt war, trat mein Mann hinaus auf einen der kleinen Balcons, schloß vorsichtig hinter sich die Jalousien, damit kein Lichtschein ihn verrate, und begann auf einem, am Jahrmarkt zu Kapallo erhaltenen Blasinstrumente zu spielen. — Das Ding hatte bloß zwei Polanche — zehn Centimes — gelostet, und er hatte es eigentlich für eines der vielen Kinder des Ortes bestimmt. Als er jedoch wahrgenommen, daß sich dem so anspruchslos erscheinenden Blechrohr eine ganze Reihe einschmeichelnder Töne entlocken ließ, behielt er es für sich und brachte es darauf gar bald zu einer Art von Virtuosität.

So blieb er abends in die stille Weite hinaus, indeß der Mond über das schwarze Meer tief unter uns einen goldigen Schleier warf und die Marmor-Balkustraden unserer vier kleinen Balcons in seinem Lichte blendend weiß schimmerten. Am Schlusse des Concertes drang dann stets aus einem großen, bedeutend tiefer gelegenen Hause vielseitiges Händeklatschen herauf.

So verging ein Tag um den anderen. Unser kleiner Hausstand sollte sich aber bald vergrößern. Einmal — es war der vierte November, also Carols-Tag — erschien nämlich mein Mann im Wohnzimmer, und indem er ein großes Packet aus den Falten seines Ueberziehers, darin er es schützend geborgen hatte, hervorzog, sagte er zuversichtlich lächelnd: „Ich habe Dir etwas Lebendiges zu Deinem Namensstage gebracht!“ Damit legte er das Packet auf den Boden und löste langsam die papierene Hülle. Ein Heer von Stacheln streckte sich mir entgegen: es war ein Igel!

Die Knaben unten auf der Straße martelten das arme Ding so entsetzlich, daher kaufte ich es ihnen ab.“ Und, mein nicht sehr frohes Gesicht wahrnehmend, setzte er hinzu: „Es ist ja sehr niedlich, das arme kleine Geschöpf!“ Dabei streichelte er sanft, wie um das Thier zu beruhigen, die spröden, langen Stacheln. „Wie sie es gequält haben! Du wirst sehen, es kennt uns bald und läuft uns nach.“ Wohl gönnte ich dem Thiere die Rettung, doch würde ich lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich mich über das in Aussicht gestellte „Nachlaufen“ des mir bisher noch ganz unsympathischen, ja eigentlich meinen Ekel erregenden kleinen Wesens besonders gefreut hätte.

Wir wollen sehen, was Minos zu seinem neuen Kameraden sagt,“ meinte der gütige Spender.

Minos war unser Hund. Auch ihn hatte mein Mann eines Tages so unvermuthet mit nach Hause gebracht, voll optimistischer Erwartungen bezüglich seiner Talente.

Bisher hatte sich aber erst eines dieser, und zwar ganz unverbältmäßig entwidelt: das Berrührungs-Talent, sodas ich leider oft über Minos — den Richter in der Unterwelt — das Richteramt zu führen hatte. An seinen besonders heiß- und tropftaugigen Tagen griff ich dann wohl zu einem ganz einfachen Mittel: ich umwickelte seine Schnauze mit Leinwand und legte seinen Vorderpfoten Handschuhe an.

An dem widerwärtigen Igel mochte er nun — ich war schlecht genug, so zu denken — seine Zähne probiren! — Also herein! Minos beschnupperte zuerst schein den noch immer wie versteinert daliegenden Igel, dann aber umsprang er ihn unter wüthendem Gebell.

Mußig, Minos, ruhig!“ donnerte mein Mann, „Du erschreckst ja das arme Ding.“

Minos aber stellte sich taub und mußte, was ihm zuweilen widerfuhr, im Nebenzimmer an die Leine gelegt werden. Jetzt verhielt er sich ganz still.

Nach geraumer Weile fing die vorrätige Rasse an, sich zu regen; die stachelige Hülle hob sich langsam, — sie sah jetzt wie ein weiter, schwarzer Reifrod aus, — unter ihr kamen zwei stämmige, schwarze Beinchen zum Vorschein, und plötzlich liefen diese mit dem hochgehörzten Reifrod davon, bis in die Ecke zwischen Holzford und Kamin. Das geschah ganz . . . In Gedanken sah ich mich nach Wien verlegt, auf die Ring-

straße; alles strömte bei heftigem Regen dem philharmonischen Concerte zu, und vor mir elite eine sehr gefeierte, stattliche Wiener Opernsängerin über das nasse Trottoir, in schwarzem Seidenkleid und bidem runden Mantel; sie schürzte die damals übliche weiße Krinoline, — robuste, schwarzumhüllte Spazierhölzer festete die umfangreiche Erscheinung in Bewegung. . . . Das war's! — Ja, und treffend ähnlich noch dazu!

Der Igel, oder Hanserl, wie wir ihn nannten, verhielt sich nunmehr ruhig; er saßte nach einiger Zeit so weit Ruth, sein zugespitztes, dunkles Köpfchen wie erschöpft auf den niederen Kamin Sims zu legen. So schlief er ein.

Und so wurde Hanserl unser stiller Hausgenosse. Nun zog auch eine lombardische Witwe in unsere Küche; hiernach waren wir sechs in dem großen, marmornen „Palazzo“.

Maria war über dreißig Jahre alt, klein und schwarz, hatte kleine, feste, aufgepungene Hände und dicke Lippen, die sich niemals über den weissen Zähnen schlossen.

Obwohl des Schreibens und Lesens unfähig, hatte sie eine ausgesprochene Neigung zu brieflichem Verkehr. Wie oft mußte ich auf ihre Bitte hin an Vater, Schwestern, Schwiegermutter, Schwäger u. s. w. in ihrem Namen schreiben!

Kerzengerade, und gehobenen Hauptes, die Hände ehrsam gefaltet, stellte sie sich stumm neben meinem Schreibtisch auf. Hatte ich dann Papier und Feder bereit, kamen auf meine Aufforderung: „Nun also?“ die folgenden Sätze wie aus einer Spritze heraus, und immer dieselben, auch die Reihenfolge war die gleiche.

„Ich schreibe“ — dictirte ihre Bassstimme schnell — „ich schreibe Dir diese zwei Zeilen, um Dir zu sagen, daß es mir gut geht, und ein Gleiches hoffe ich von Dir zu hören.“

Folgte Grüße und Adresse.

Wie in einer Art Träumerei verbrachte sie nach Abendung einer solchen Epistel die Zeit bis zur Ankunft der darauf erfolgenden Antwort, die ich ihr vorzulesen hatte. Selbige enthielt regelmäßig Grüße von diesem und jenem, nebst der erfreulichen Versicherung, dieser und jener befänden sich wohl.

Waren auf solche Weise so ziemlich alle Anjassen ihres Heimatsdorfes einzeln vorgenommen worden, schloß auch der Briefsteller seine Thätigkeit.

Zum zweiten Lebenswech hatte Maria sich das Offen gestellt; sie aß und aß, und ging dabei immer mehr in die Breite.

„Ihre Haut,“ spottete mein Mann, „kann mit diesem abnormen Wachsthum unmöglich Schritt halten; daher ist es auch nur ganz natürlich, daß sie an den Händen zerreißt und ihr Mund immer offen steht.“

Sonst ging aber alles in dem schönsten Geleise; man konnte fast sagen, es herrsche ein Fröde wie im Paradiese.

So verlief ein Monat. Noch strahlte die Sonne auf die schöne Erde hernieder; Italiens berühmter Himmel wölbte sich über uns; alles um uns herum lachte, wie es nur in Italien lachen kann: die Orangen zwischen dem dunkeln Laub, das blaue Meer zwischen den Stämmen und Silberblättern der Oliven, die Blumen in den Gärten, der weiße Schnee auf den Bergspitzen . . .

Nur der Igel blieb in sich gekehrt und zurückhaltend, — auch gegen Minos, der seinerseits sich durch gänzliches Ignoriren rächte.

Am liebsten hiedte Hanserl noch immer hinter dem Holzford; brach aber die Dämmerung herein, konnte man ihn manchmal quer durch das Zimmer rennen sehen. Mein Abscheu vor ihm, die Furcht, er könne mir einmal so über die Füße laufen, hatten noch nicht abgenommen.

Anders mein Mann.

Dieser fuhr unermüdlich in seinen Fämnungsversuchen fort, nannte ihn unter Streicheln seinen lieben Hanserl, damit er dem Rufe zu folgen lerne, was Minos noch nicht beizubringen gewesen.

Und abends setzte er ihm auf kleinen Tellern die verschiedensten Lederbissen vor, wie Fleisch und Hühnerknochen, ja einmal sogar einen prächtigen Schenckenkopf! — Hanserl zeigte guten Appetit, früh war stets alles mit Stumpf und Stiel aufgefressen. — Endlich ergaben die fortgesetzten Erziehungsversuche auch ein günstiges Resultat: der angerufene Igel sträubte eines Morgens nicht mehr das „Gefieder“, sondern faltete es glatt zusammen, wie um seinem Gönner das Anjassen zu erleichtern.

Dieser frohlochte.

Am Abend desselben Tages aber theilte die lombardische Witwe mir mit, der „Riccio“ — so heißt der Igel auf italienisch — sei verschwunden.

Ich erschrak. Meinem Manne, der krank gewesen, — sich überdies schon zur Ruhe begeben hatte, schadete noch jedwede Aufregung. So bedeutete ich ihr, zu schweigen, und begann mit ihr zu suchen.

„Was ist verloren? Was sucht ihr?“ ertönte es bald aus dem Nebenzimmer. „Wir suchen . . .“ antwortete ich zögernd, — „wir suchen . . . den Igel.“

Ich ahnte es, daß sich ein Gewitter über unseren Häuptern zusammenzog.

Der Igel! Wer hat ihn fortgelassen? O, ich weiß es, die Dide war's! Sie hat es mir zum Trost gethan!“

Da half kein Beschwörigen. Nach wenigen Minuten erschien Hanserls Beschwörer, rasch angekleidet, in der Thür, und jetzt ging es an ein Suchen, jedes mit einer brennenden Kerze in der Hand, in allen Winkeln, unter allen Schränken.

Die Lombardin, feuerroth im Gesichte, durchwühlte das Brennholz; mein Mann rief: „Wenn der Igel fort ist, kann Maria auch ziehen! Mein armer, armer Hanserl! Wie mag es Dir ergehen!“

Ich sprach dazwischen besänftigend, ermunternd. Lange suchten wir so, doch ohne Erfolg. Schließlich befaß mein Mann, alle Verbindungsthüren der Wohnung hätten über Nacht offen zu bleiben. Er hatte eine schlaflose Nacht, Maria verweinte Augen, und ich zerbrach mir den Kopf damit, ob ich wohl einen zweiten Igel herbeschaffen und einschmuggeln könnte.

Am folgenden Morgen fand sich Hanserls Proviant unberührt vor.

Im Frühstückszimmer herrschte demzufolge eine schwüle Stimmung. Wir waren alle ernster und schweigsamer als sonst; Maria besonders schritt noch gemessener und noch erhabeneren Hauptes, als es ohnehin ihre Gewohnheit war, durch die Zimmer.

So verging der Vormittag. Da erscholl Mariens Bassstimme aus dem Nebenzimmer: „Signora, Signora, bitte, kommen Sie!“

Marie stand, als ich eintrat, auf dem Balcon, weit vorgelehnt über die Brüstung. Mit triumphirender Miene wies sie jetzt auf ein dunkles Fleckchen des an der Außenmauer

fortlaufenden weißen Gesimses . . . Da lagen einige Igelstacheln; das Thier mußte über den Balcon seine Rettung gesucht haben und dann hinabgestürzt sein. Maria aber war glänzend entlastet!

Bald darauf sah ich meinen Mann unten zwischen den Gebüschen herumhücheln. Ob sich das arme Ding etwa verwundet hatte und verborgen hielt? Doch nach kurzer Zeit schon kam er ganz ruhig zur Thür herein: „Ich finde es nicht; mag es seine Freiheit genießen!“

Und am Nachmittage brachte er abermals ein Packet mit nach Hause; diesmal aber reichte er es Maria: „Sie haben,“ brachte er hastig und halblaut hervor, ohne Marie dabei anzusehen, „Sie haben gestern beim Suchen . . . Ihr Kleid stark abgenüßt . . . Hier, machen Sie sich ein anderes!“ —

Es war Ende December. Der Tag war wundervoll gewesen, um zwei Uhr nachmittags hatte das Quecksilber 30° Celsius gezeigt. — Wir, als Fremde, genossen doppelt diesen, selbst für die Riviera so ungewöhnlich milden Wintersanfang. Tagsüber hatten wir uns im Freien aufgehalten und sahen nun, als es zu dämmern begann, auf einem unserer kleinen Balcons. Schweigam beobachteten wir das ruhige Meer, das die lepton Gluthen der unterginkenden Sonne in den feurigsten Farben wiederpiegelte.

Da schriele uns Minos' freudiges Gebell jählings aus unserer Träumerei auf.

Noch ein Besuch zu dieser Stunde?“

Vor dem großen Einsichtthor unter uns kläffte und sprang der Hund, machte, die Büte bebend, plötzlich Halt und spitzte aufgeregt die Ohren. Jetzt beschrieb er große Kreise, legte sich flach auf den Bauch, sprang wieder auf und lauerte, dabei mit dem hochgehobenen Schwänze lebhaft wedelnd, — kurz, er that, als gälte es einen guten, alten Freund des Hauses auf das herzlichste zu bewillkommen.

Wir beugten uns über die Ballustrade vor und blickten nach allen Richtungen.

„Niemand!“

Minos aber fuhr fort, seine Posten zu treiben.

„Es muß doch jemand kommen!“

Und wir schauten nochmals aus.

In der That, unten bewegte sich etwas, — eine dunkle Kugel. . . .

Es war der Igel!

„Hanserl! Hanserl!“ riefen wir.

Bei dem Klang unserer Stimmen wendete das kleine Thier sein schwarzes, gespitztes Köpfchen freundlich unserem Balcon zu und ließ ein leises Grunzen der Befriedigung vernehmen. Rasch stellten wir nun für den reuigen Flüchtling aus den Leberbleibeln unseres Mittagmahles ein kleines Diner zusammen, — auch des Desserts wurde nicht vergessen, — und trugen es auf mehreren Tellern in den Garten hinab.

Wir waren tief gerührt.

Minos theilte sich mit in die Freude des Wiedersehens, ließ den Igel in Frieden essen und begnügte sich als uneigennützig Gefährte mit den Resten der Mahlzeit.

Hanserl war wieder in das anstoßende Wäldchen, daher er gekommen, zurückgetraubt, doch nicht ohne vorher zu uns aufzublicken, als wolle er sich für das genossene köstliche Essen bedanken und zugleich verabschieden.

„Felice notte ed a rivederci!“ lasen wir aus seinen Mienen.

Und: „Felice notte ed a rivederci domani, Hanserl!“ riefen wir ihm nach.

Als er unseren Blicken entschwandten war, wendete sich mein Mann zu mir: „Lassen wir ihm die Freiheit!“ sprach er. „Er wird sich bald an unseren Garten gewöhnen; das Wäldchen nebenan dürfte ihm untertags als Zufluchtsstätte dienen, und in der Nacht geht er wohl auf die Mäntel- und Maulwurfsjagd.“

Tags darauf, noch ehe die Sonne unterging, stand etwas Spann auf das, was nun kommen würde.

Raum war die Dämmerung hereingebrochen, als es in dem Wäldchen zwischen den dünnen Blättern leise zu rascheln und zu knistern begann, und bald auch erkannten wir den Igel. Er näherte sich, blieb jedoch am Waldesraume einen Augenblick stehen, blickte vorsichtig um sich, wie um sich zu vergewissern, daß keinerlei Gefahr ihm drohe; hierauf trottete er schnurstracks auf seine Tellerchen zu.

„Hanserl!“ riefen wir ihm entgegen, und das kleine Geschöpf machte Halt, hob das Köpfchen und brachte, wie gestern, ein freudiges Grunzen hervor.

Wir fanden das Thier allerliebste. Und nun mußte man sehen, wie es den ledernen Gerichten zusetzte!

Selbst Minos war erbauet und sah aufmerklich zu.

Hanserl und er waren eben gute Freunde geworden.

Der Hund brachte es sogar fertig, seines kleinen Freundes Behausung im Wäldchen, einige zwischen Sträuchern versteckte Steinblöcke, ausfindig zu machen. Wiederholt ertappten wir ihn, wie er dort umherkroch. — Der Igel zeigte sich aber nicht bei Tag, versäumte hingegen niemals, sich zur Stunde des Nachmahls pünktlich einzufinden.

An einem schönen Abend im Februar befanden wir uns abermals auf dem Balcon; abermals vernahmen wir deutlich das Rascheln im trockenen Laub und sahen Hanserl herankommen. Aber diesmal erschien er nicht allein; eine kleine, schwärzliche Rasse folgte ihm, zögernd jedoch und furchtsam. Bisweilen blieb der zuversichtlich Voraneilende stehen, wendete das Köpfchen, und stieß — wie zur Ermunterung — einen leisen Schrei aus.

„Sieh her! Zwei Igel!“ riefen wir gleichzeitig.

Hanserl hatte wohl eine Eroberung gemacht und wollte sie uns vorstellen, und zugleich, als liebenswürdiger Hausherr, die Honneurs in seinem Bereiche machen. Wir lachten herzlich. Ohne unser Wissen hatte sich also das Personal unseres kleinen Hausstandes neuerdings vergrößert. „Nur näher, nur näher!“ riefen wir, „und seid uns willkommen!“

Letter hatten wir nicht mit Minos gerednet. War es Eifersucht oder sonst ein böser Trieb? genug, der Hund gerieth, als er der fremden Gefährtin ansichtig wurde, in eine unerhörte Wuth. Ein Laut des Jornes, ein Saß, — und er hatte sich auf sie geworfen, die eben nur Zeit gehabt, sich wie eine Kugel zusammenzuziehen.

Schon nach dem ersten Angriffe war Minos' Schnauze über und über mit Blut bedeckt, denn er hatte die spizen Igelstacheln kräftig gepackt. Seine Aufregung steigerte sich hierdurch so, daß wir hinabsteigen mußten, um den Hund gewaltsam zu entfernen und einzuschließen.

Auf den Schauplatz des blutigen Angriffes zurückgekehrt, fanden wir die Stätte leer.

Am nächsten und zweitnächsten Abend stand nach dem Essen wie sonst bereit, blieb aber unberührt. Und alles Hosien und Harren erwies sich auch künftig nutzlos; unser, in der Person seiner Gattin beleidigtes Hanfserl zeigte sich niemals wieder!

Nachdruck verboten.

Anna Schramm.

Biographische Skizze von Eugen Zabel.

Siehe das Porträt Seite 185.

Wer kennt sie noch, die Heimat der Berliner Posse, das alte Wallner-Theater oder, wie es im Volksmund allgemein genannt wurde, die „Grüne Neune“? Die Blumenstraße, in der dies Theater stand, entfiel in der Mitte der fünfziger Jahre nur wenige behaute Grundstücke. Wadlige Bäume begrenzten Gärten und Ländereien. Man war zwar noch in der Stadt, aber eigentlich schon auf dem Lande, und wer diesen stillen Theil Berlins besuchte, hatte das Gefühl, einen Ausflug ins Freie zu machen. Der Theater-Director Franz Wallner kam mit seiner Truppe aus Posen hierher und hielt seinen Einzug in Räume, die sich heutzutage nicht einmal mehr als Strohställe für Droschkentrittsler eignen würden. Der Weg war holprig und wurde vom Regen zur Pfütze aufgeweicht. Man ging zu einem Hinterhause, dessen Mauern tahl und schmutzlos die Ankommenen anstarrten, als ob sie ihnen zuriefen: „Was wollt Ihr hier?“ — Zunächst wurden an dieser Stätte, Blumenstraße 9, die ersten Pariser Sittendramen des jüngeren Dumas gegeben, die für unser Publicum neu waren, eine Weiße großen Jubel hatten, aber auf die Dauer doch nicht gefielen. Wallner wäre mit der „Cameliendame“ und mit „Demimonde“ zu Grunde gegangen, wenn er in der Berliner Posse nicht einen Rettungsanker gefunden hätte. Zuerst fing er mit Angely und Holtei an; und als diese nicht mehr zogen, fand er in Kalisch und Glasbrenner wichtige Leute, die aus dem Schoße des bürgerlichen Familienlebens, aus der Wirklichkeit, wie sie sich in der Kneipe, auf dem Markte und in den Gassen abspielte, volkstümliche Figuren herausgriffen und sie zum Mittelpunkt schlichter, derber, drohlicher Handlungen machten. Berlin hatte damals kaum ein Drittel der heutigen Einwohnerzahl. Die Leute kannten sich weit mehr und wurden nicht durch das Getöse der Pferdebahn und des Fernsprechers aus ihrer Ruhe gebracht. Wer lachen wollte, ging zu Wallner; das war ein für alle Mal ausgemacht, denn hier fand er sich wieder, wenn er den Arbeitsrod ausgezogen hatte. Ein Eimer übermüthigen Unsinns, und darin aufgelöst einige Tropfen Sentimentalität: das gab die richtige Mischung, an der sich jedermann erlabte, und die ihm zum Spiegelbild des Berliner Lebens ward.

Im Wallner-Theater, wie es damals war, herrschte eine Stimmung, von der in dem später erbauten großen Hause kaum ein Hauch mehr übrig geblieben ist. War man doch dort wie in einer Familie. Der Zuschauerraum glich der guten Stube; die Bühne war nicht größer als ein Eßtisch für zwanzig Personen. Die Schauspieler auf den Brettern und die Zuschauer auf ihren Plätzen behandelten sich wie alte Bekannte. Hier gedieh das unvergeßliche vierblättrige Kleeblatt des Berliner Witzes und Humors: drei Männer und ein fröhliches weibliches Menschenkind. Die Namen Karl Helmerding, Theodor Reusch und August Neumann erklingen dem Ohrs des älteren Berliners wie liebliche Musik. Reusch deckt die fahle Erde; Neumann lebt als Hausbesitzer in Sondershausen; Helmerding geht stolz und aufrecht in den Strahlen Berlins spazieren und erzählt seinen Freunden vom Siedenschen Stammtische die lustigsten Geschichten. Sie alle mußten aber der Kunst entsagen. Nur ihre lebenswürdige Genossin, die unverwundliche Anna Schramm, ließ sich nicht unterkriegen. Sie war und blieb mit Leib und Seele Schauspielerin; sie hielt sich an den Wandlungen, welche die Berliner Posse durchgemacht hat, zum Trotz, oben auf, und wenn das Schicksal ihr eine schwere Prüfung auferlegte, duckte sie sich wohl beiseite eine Weile, nahm dann aber sofort wieder ihre ganze Kraft zusammen und zeigte, was in ihr steckte. Sie ist eines der stärksten und ausdauerndsten Talente der deutschen Bühne. Galt sie vor dreißig Jahren für die beste norddeutsche Soubrette, so gilt sie jetzt für die beste komische Alte in Berlin. Von der „Grünen Neune“ rühte sie allmählig bis zum königlichen Schauspielhause vor.

Als Freisers-Tochter in „Vadeker“, dem früher gern gesehenen Schwanl von Bellu, schildert sie ihren Geliebten als „furchtbar nett“. Anna Schramm sprach diese beiden Worte mit einer unnachahmlichen Komik und Betonung. Sie legte ihre ganze gesunde Vergnüglichkeit und Herzlichkeit hinein, und bald ellten sie gestügelt von Mund zu Munde. Man dankte der Urheberin dieses Spahes, indem man sie selbst „furchtbar nett“ fand, und mit diesem Beiwort läßt die Künstlerin seitdem durch die neueste deutsche Theater-Geschichte. Sie ist echtes Berliner Geblüt; denn daß sie in Reichenberg in Böhmen das Licht der Welt erblickte, war etwas rein Zufälliges, da ihre Eltern, die selbst der Bühne angehörten, ihren Aufenthalt häufig wechselten. Aus dem Berliner Geist und der Berliner Lust lag es all die Heterkeit und Fröhlichkeit des Herzens, die sie später in so erquickender Weise Unzähligen mittheilen sollte. Mit ihrer ganzen Seelenstimmung vertrat sie den ordentlichen, brav erzeugenen, arbeitsamen und geistig gewedeten Mittelstand, wo man gern vergnügt ist, weil man seine Pflicht gethan hat und ein gutes Gewissen besitzt. Anna Schramm reicht mit ihrer Kunst nicht in die Thiergartenstraße hinein; sie läßt aber auch die Adlerstraße weit hinter sich, von dem seligen Mühlendamm gar nicht zu reden. Die Welt der Diners und der „journs“ ist nicht die ihrige; ebenso geht sie der Müßigkeit und Herzlosigkeit der Gasse, dem Bildungshasse des Pöbels vorzüglich aus dem Wege. Ihr Humor hat zu allen Zeiten etwas kerngesundem, Erfrischendem und Erquickendem gehabt; er zeugt von unverdorbenem Gemüth und einem hellen Verstande; er packt das Leben und bewahrt den Gestalten auf der Bühne den Geschmack des Wirklichen und Lebendigen, aus dem mit kaum merklicher Idealisierung nur ein paar Striche von Häßlichkeit herausgewischt sind. So wie Anna Schramm ihre Figuren aus dem Volke gestaltete, sah man fortan diese auch an. Sie schuf Typen des Berliner Lebens, die geblieben sind; sie ist in hervorragendem Maße ein schöpferisches Talent.

Sollte man es für möglich halten, daß dieser Ausbund von Lustigkeit in der Jugend zur Fahne der Tragödie geschworen hatte? Und doch war dem wirklich so. Aus bunten Abfällen der Garderobe ihrer Eltern schuf sich Anna Schramm mit kindlicher Phantasie prachtvolle Gewänder, die sie sich umhing, um dann die Monologe der Jungfrau von Orleans zu sprechen, oder sich als Maria Stuart mit königlichem Anstande gegen die Verdächtigungen Burleighs zu verteidigen. Ihre Mutter muß eine sehr ernste und gewissenhafte Frau gewesen sein, die von der Bühnentätigkeit eine hohe Meinung befaß und ihre Tochter in der Schule der Nützlichkeit und des Fleißes heranzubildete. Die ersten Engagements führten die Kleine nach Königsberg, Danzig, Berlin, Hamburg und Braunschweig. Klein war und blieb sie, gerade so klein wie man sein muß, um wie ein Kobold über die Bühne zu tollen und in allen Situationen den Einbruch nedischer und nährischer Leberlegenheit hervorzurufen. In ihrem wahren Elemente befand sie sich aber nur in Berlin, wo sie am Wallner-Theater am 1. April 1861 in den beiden Stücken „Theatralischer Unsinns“ und „Ein Don Juan aus Familien-Milchbüchsen“ zum ersten Male auftrat. Das war die Geburtsstunde einer der größten Begabungen, die je auf einer Berliner Bühne erschienen sind. Und nicht nur groß, sondern auch grundehrlich war dieses Talent. Es lebte nur in seinem Berufe. Es verschmähete, sich unter einflußreichen Schutz zu stellen, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, oder die Fäden der Intrigue zu spinnen. Die Schauspielerin hatte nur den Ehrgeiz; mit ihrer schmiegsamen, in allen Sätteln gerechten Weiblichkeit das Berlinerthum von gesundem Holz in den verschiedensten Auszweigungen zu Ehren zu bringen. In ihren Gestalten lebte der Geist der Tüchtigkeit, der das Leben nicht leicht wird, die ordentlich zurechtzufassen muß und manche Entbehrungen und Enttäuschungen durchmacht, aber schließlich, nachdem einige Thränen in der Seele zerdriekt sind, doch zu etwas kommt und einen Platz im Leben mit Ehren ausfüllt. Anna Schramm hat es verstanden, in die verschiedensten Charaktere hineinzuschlüpfen und immer lebenswahr und natürlich zu bleiben. Sie treibt nicht nur Spah, sondern besitzt auch ein ungewöhnliches Beobachtungstalent, das Individualitäten in der glücklichsten Weise ausprägt. Am prächtigsten sind zu allen Zeiten ihre Dienstmädchen und Köshinnen gewesen, deren Utawidlichkeit gar nicht zu übertreffen ist, deren Frische und naive Wohlbehagen an die Schöpfungen der besten niederländischen Genre-Wäler erinnert; aber ihre Begabung umfaßte auch alle anderen Stände, sofern es sich um bürgerliche Anschauungen und Sitten handelte. Die Geschichte unserer Künstlerin ist mit dem Spielpläne des Wallner-Theaters, wie ihn Kalisch, Glasbrenner, Pöhl, Weirauch, Hugo Müller u. a. schrieben, unauflöslich verknüpft. Ist waren von diesen Autoren für gewisse, dem Leben entnommene Rollen nur die Umrisse gegeben. Man konnte beim Lesen der Stücke es nicht verstehen, wie es möglich wäre, der Skizze die Farbe zu leihen und die schablonenhafte Anlage zu überwinden. Die Phantasie unserer Anna Schramm war aber durch so etwas in keiner Weise in Verlegenheit zu bringen. Aus ihrer Erinnerung stiegen unzählige Gestalten auf, und nach ihnen legte sie mit dem glücklichen Instinct, der sie auszeichnet, ihre Rollen an. So standen die Stücke, die sie zu spielen hatte, oft bedeutend unter ihrer Begabung, aber sie murzte nicht, sondern dankte Gott, daß man das edle, alte Berlinerthum, das durch den Zutritt von Fremden immer mehr zurückgedrängt zu werden drohte, auf der Bühne rettete. Die Gesundheit dieses Naturells zeigte sich auch in den höchsten Momenten, in denen die Frivolität in die Berliner Posse einzudringen versuchte und von den Darstellern zum Ziel auch andere Töne als die früher beliebten verlangte. Die Schramm führte gegen dergleichen Versuchungen stets ihre gesunde Weiblichkeit ins Gefecht und besiegte sie in den meisten Fällen vollkommen. Das Zweideutige war wohl da, allein es lag ohnmächtig zu ihren Füßen. Sie beschränkte sich nie mehr als die Abgabe ihrer Schuhe, mit denen sie das gefährliche Element durchschritt. Die läuternde und adelnde Wirkung, die von jeder echten Künstlerin ausgeht, zeigte sich bei der Komik von Anna Schramm in hervorragendem Maße.

Wer von den älteren Berlinern könnte die Gräfin Guste, die Laura im „Goldnel“, die leichte Person, und die ganze Reihe ihrer köstlichen Gestalten vergessen! Der Mutterwitz, der darin steckte, war eben die reinste Natur. Er ist der Künstlerin eigenes Erbe und zeichnet sie ebenfalls im Leben aus, so einfach sie sich außerhalb der Bühne auch zu geben pflegt. Als sie einmal in Posen als Milchmädchen von Schönberg auftrat, wurde der große Ziehhund, der ihr den Handwagen auf die Scene rollte, unangenehm. Er warf den Wagen um, ließ die Kannen auf die Erde stürzen, streifte sich das Geschirr ab, kurz, er gekattete sich die schlimmsten Ungeburtschmerzen. Der Erfolg des Abends schien dahin zu sein. Was thut aber unsere Anna Schramm? Mit der größten Seelenruhe geht sie auf das Thier, dem es bei diesem ersten theatralischen Versuche selbst nicht sehr behaglich zu werden schien, los und ruft ihm zu: „Aber Sultan! Du verdirbst mich ja das ganze Zeich!“ Mit Dir fahr ich mich wieder nach die Stadt!“ Der Hund schämt sich wirklich und drückt sich mit eingeklemmtem Schwänze in die Coullisse. — Ihren größten Erfolg erlebte die Künstlerin vielleicht in Wien, wo sie das dort wenig beliebte Berlinerthum in glänzender Aufnahme brachte und sich ihre Stellung neben einer Galkmeyer und Weisinger eroberte. Ihr Berlinisch, Sächsisch und Plattdeutsch klang den Wienern bald herzlich vertraut, und die Anerkennung ihrer Künstlerschaft war dort eine allgemeine.

So wucherte Anna Schramm treu mit ihrem Punde, reichte Erfolg an Erfolg, zog mit den übrigen Künstlern im Herbst 1864 aus der „Grünen Neune“ ins neue Wallner-Theater, trennte sich im März 1867 von der alten Umgebung und folgte ihrem Kollegen Neumann an die „Friedrich-Wilhelmstadt“. Dann ging sie auf Gastspiele, hielt das Verdiente sorgsam zusammen und beschloß, als wohlhabende Künstlerin der Ruhe zu pflegen, obwohl sie noch in den besten Jahren stand. Wertwürdig, daß dieses sauer verdiente Geld ihr Unglück werden sollte! Es lockte einen Unwürdigen an, der ihr einredete, daß er sie liebe. Sie reichte ihm ihre Hand und ließ sich, in der Erwartung glücklicher Tage, in Köshenbroda nieder. Anna Schramm wollte ihrem Mann eine Existenz schaffen und gab ihm die Mittel zur Begründung einer Nähmaschinen-Fabrik. Aber in übertriebener Gutmüthigkeit ließ sie sich auch dazu verleiten, für alle Verpflichtungen, die jener eingehen würde, die Verbindlichkeit zu übernehmen. Eines Tages hatte

der Mann nicht nur alles durchgebracht, sondern seiner Gattin sogar noch eine erdrückende Schuldenlast zurückgelassen. Er floh nach Amerika, während die Gläubiger mit ihren Forderungen vor der Thür der ratlosen Frau erschienen und sie aus all den Träumen von häuslichem Glück und von Sorglosigkeit, in denen sie sich gewiegt hatte, aufschreckten. Anna Schramm war plötzlich arm wie eine Bettlerin. Sie mußte alles, was sie befaß, verkaufen und konnte doch die Schulden ihres Mannes nicht begleichen. Der Gerichtsvollzieher kam nicht mehr aus ihrem Hause, und die einst begüterte Frau befaß weiter nichts als einen Haufen Pfandscheine.

Im Jahre 1882 erschien sie im bescheidenen Kleide, das weniger an eine große Künstlerin als an eine Handelsfrau erinnerte, in meiner Wohnung; sie erzählte mit Thränen in den Augen, wie es ihr ergangen sei und daß sie nun wieder von vorn anfangen müsse. Zurück zur Bühne! Der Kummer hatte sie in kurzer Zeit altern lassen, aber die Kraft war ungeboren. Sie mußte den Kampf mit dem Leben aufs neue aufnehmen. Sie spielte nun wieder in denselben Rollen, mit denen sie zur Zeit ihrer Blüthe als Soubrette im Berliner Wallner-Theater geblüht hatte. Doch unter welchen Bedingungen! Sie nahm alles an, was ihr geboten wurde, sie schlug kein Honorar aus, mochte es noch so gering sein. Nur spielen und immer wieder spielen, um die drückende Schuldenlast los zu werden, und wäre sie auch nur im Stande, täglich zehn Mark abzugeben! Eine Existenz wie auf einem Leiterwagen begann für sie. Es wurde alles mitgenommen, was auf dem Wege lag, und sollte der Musestempel selbst in einer Scheune aufgeschlagen werden müssen. Um die Kosten für das Logis zu sparen, übernachtete Anna Schramm oft in der Garderobe des Theaters, wo sie gerade gespielt hatte. Endlich, nach jahrelanger Arbeit und unendlichen Entbehrungen, konnte die Künstlerin wieder aufathmen. Auch in Berlin brachte sie sich in Erinnerung. Sie trat in dem Theater am Alexanderplatz in einer Berliner Posse auf. Sie gab eine jugendliche Rolle. Es ging wohl so einigermaßen, allein wie lange konnte es noch gehen, da auch ihr die Gabe ewiger Jugendlichkeit nicht verbleiben war? Da kehrte sie zur Stätte ihrer langjährigen künstlerischen Triumphe, ans Wallner-Theater, zurück, ging in das ältere Fach über und erlebte nun einen künstlerischen Herbst, so reich an Erfolgen und Ehren, wie sie ihn sich nur wünschen konnte! In „Madame Bonivard“ zeigte sie als tyrannische Schwiegermutter, was noch immer in ihr steckte oder vielmehr, was sich gerade erst in prächtiger Weise aus ihr zu entwickeln begann: die Gabe volkstümlicher, derber Charakteristik im älteren Fach, einen sprühenden, wahrhaft genialen Humor. Unter Hasemanns Direction entwickelte sie sich am Wallner-Theater in so erstaunlicher Weise, daß die jetzige Generation der Zuschauer von ihr ebenso begeistert ward wie die vorausgegangene es gewesen war. Sobald sie auf den Brettern erschien, hatte sie schon durch ihre Maske alle Herzen gewonnen, denn darin lag bereits der ganze Charakter, den sie zur Darstellung bringen wollte, deutlich ausgedrückt. Der humoristische Grundton, den sie anzuschlagen wollte, erfüllte das Haus mit einer Atmosphäre von Heterkeit und Wohlbehagen.

Schon früher war der General-Intendant der königlichen Schauspiele in Berlin, Herr von Hülsen, auf diese unerwartete Wendung in dem Entwicklungsgange der Künstlerin aufmerksam gemacht worden. Man versuchte, sie ihm als Nachfolgerin der unvergleichlichen Friedl-Blumauer vorzuschlagen, deren Kraft immer mehr nachzulassen begann. Aber erst Graf Hochberg hatte den Muth, die Talente daher zu nehmen, wo er sie fand, und Frau Schramm zu einem Gastspiel im Schauspielhause einzuladen, das beiden Theilen Glück gebracht hat. Die Berliner Hofbühne gewann in ihr eine seltene Kraft für den Humor, und Anna Schramm rückte nun plötzlich zu den Mächtigsten vor, von denen ihr Herz in den Jahren des Wallner-Theaters schwerlich viel gewußt haben wird. Die Gräfin Guste und die Köshin im „Ersten Mittagessen“ wurde nun auf einmal die Daja im „Nathan“, Märchens Mutter im „Egmont“, die Marktleiderin in „Hallensteins Lager“, die Frau Martha im „Faust“, die Martha Null im „Verbrochenen Krug“, die Köshin in den „Dienstboten“, um nur einige ihrer besten Rollen hervorzuheben. Erstaunlich und fast unbegreiflich war der seine künstlerische Takt, den Frau Schramm bei dieser Gelegenheit entwickelte. Alle Erinnerungen an ihre frühere Thätigkeit schienen abgestreift zu sein, als sie sich den ehrsüchtigen Besten Werken Shakespeares, Schillers und Goethes gegenüber befand. Sie entwickelte in der charakteristischen Zeichnung eine Sicherheit und Wahrheit, die kaum zu übertreffen waren, indem sie sorgsam jede Art von Uebertreibung vermied und doch ihr angebornenes humoristisches Naturell mit unmittelbarer Frische und Fülle sprudeln ließ.

Wenn Anna Schramm am Schillerplatz auftritt, geht immer eine angenehme Bewegung durch das Haus. Man weiß, daß es nun etwas zu lachen giebt, daß sie unser Herz erfreuen wird, ohne unseren Verstand zu tranken. Sie packt das Publicum mit einem Griff und läßt es nicht wieder los, bis entweder der Vorhang fällt oder ihre Scene zu Ende ist. Die einstuige Couplet-Sängerin und Caricaturen-Zeichnerin steht jetzt gerade so auf der Höhe ihrer Kunst wie vor dreißig Jahren. Sie hat eine neue Jugend erlebt, als sie den Uebergang ins alte Fach versuchte, und sie ist gerade so wie zu jener Zeit „furchtbar nett“ geblieben, schon deshalb, weil sie bescheiden angefangen, sich durch realen Fleiß, ohne jede Falschmünzerei des Erfolgs immer mehr hinaufgearbeitet und den Humor des Volkes treu gehegt und gepflegt hat, zuerst in den Werken der Berliner Localdichters und später in den unsterblichen Dichtungen unserer Classiker, in denen sich das Humoristische mit dem ewig Menschlichen und allgemein Gültigen deckt. Ueberall hat sich ihr Lachen siegreich bewährt. Wenn es losplagt, sieht man im Parterre unzählige Menschen sich behaglich schütteln. Dieses Lachen ist aber auch ein großes Geheimniß der Anna Schramm. Es hängt meistens mit einem seltsam verdumpten Gesicht und einem wunderlichen Lachen und Herren der Gesichtszüge zwischen Mundwinkel und Nasenspitze an. Dann öffnet sich der Mund, dem Wege der Zähne entflieht zuerst ein heiseres Gurgeln, das ganz von hinten aus der Kehle kommt, bis es sich juckend und jubelnd emporarbeitet, und in einem hellen, prächtigen, breiten Sprudeln Luft macht, das selbst die olympischen Götter aus ihrer Ruhe bringen könnte. So ist Anna Schramm aus dem gesunden Berliner Volksgeläch hervor gegangen, den sie künstlerisch geädelt, dem sie im Laufe der Jahre immer mehr Boden bis zu den höchsten Aufgaben der Schauspielkunst erobert hat.

Nachdruck verboten.

Ein seltsamer „Gothaer Almanach“.

Von B. Schulz in Wiesbaden.

Wer kennt ihn nicht den Gothaischen Genealogischen Hofkalender, den Almanach de Gotha, der alljährlich in allen europäischen Sprachen erscheint und als das zuverlässigste Handbuch in den genealogischen Fragen gilt! Für mich wenigstens war dieser Kalender, dessen 132. Jahrgang demnächst erscheinen wird, eine Autorität, bis ich vor kurzem in einem englischen Fürsten-Almanach eine ganze Reihe von regierenden Königen und Fürsten aufgeführt fand, welche der „Gotha“ nicht kennt. Das machte mich stutzig. — Um gleich mit Deutschland zu beginnen, so giebt es in dem englischen Buche einen regierenden König Ernst August II. von Hannover und Herzog von Braunschweig, sowie einen regierenden Herzog von Nassau. Was Italien betrifft, so wird die Existenz des seit 1861 bestehenden Königreichs durchaus ignorirt. Umberto I. ist einfach König von Sardinien. Der Herrscher des Königreichs beider Sizilien ist Franz II. Toscana erfreut sich der Regierung des Großherzogs Ferdinand IV.; in Parma herrscht noch der Herzog Robert. Der Herzog Franz V. von Modena ist als am 20. November 1875 verstorben richtig aufgeführt, aber seine Erbin und Nichte, die Herzogin Maria Theresia von Modena, ist zu hohen königlichen Würden gelangt; doch darüber wollen wir zum Schluß noch des Näheren reden. — Gehen wir von Italien hinüber zur pyrenäischen Halbinsel, so finden wir als König von Portugal König Miguel II. von Braganza, welcher seinem Vater Don Miguel I. am 14. November 1866 in der Regierung gefolgt ist. Daß eine Königin Maria II. da Gloria von 1826—1853 regiert hat, doch nach ihr ihre zwei Söhne vom Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg auf dem Thron von Portugal saßen, den seit 1889 ihr Enkel König Karl I. inne hat, wird mit Stillschweigen übergangen. — In Spanien ist es ähnlich. Auf König Ferdinand VII., der das salische Erbfolgerecht des bourbonischen Hauses zu gunsten seiner Tochter Isabella II. aufhob, kam nach dem englischen Almanach dessen Bruder Karl V. und nach dessen Tode sein Sohn Karl VI., welchem der jetzt regierende König Karl VII. 1868 folgte. Die lange Regierungszeit Isabellens wird übersehen; es gab weder einen König Alfons XII., noch wird der kleine achtjährige König Alfons XIII. erwähnt. Also ist zu lesen in dem hyperlegitimistischen englischen Almanach, was aber werden unsere Leser dazu sagen, daß seit 1833 die Kronen von Spanien und Frankreich vereinigt sind und zwar auf dem Haupte desselben Karl VII. von Bourbon, Königs von Spanien, welcher als König von Frankreich Karl XI. heißt? Seit dem Tode des Grafen von Chambord, den die Legitimisten als ihren einzig rechtmäßigen König, als Roy Henri V. betrachten, ist die Krone des heiligen Ludwig an den Chef der ältesten Linie des Hauses Bourbon übergegangen, an den oben erwähnten Infanten Karl, der wie sein Vater und Großvater die Erbfolge Isabellens II. in Spanien, sowie die ihrer Nachkommen niemals anerkannt und stets bekämpft hat. Er bekennt sich zur weißen Fahne Heinrichs IV., während die Orleans die Tricolore acceptirt haben. In den Augen der Legitimisten gelten sie als Abtrünnige und Usurpatoren. Von den Napoleoniden ist gar keine Rede, ebensowenig von der Republik. In Frankreich und Spanien herrscht also der legitime bourbonische König Karl VII., respective XI.; so behauptet uns der englische Almanach. — Noch verwunderlicher gestaltet sich die Sache in Großbritannien selbst. Als Königin des Inselreiches wird Maria IV. genannt. Wir trauen unseren Augen nicht, wissen wir doch alle, daß seit 57 Jahren die hübsche Königin Victoria das britische Weltreich regiert. Wer ist nun diese Maria IV.? Niemand anders als eine deutsche Fürstin, die Gemahlin des Prinzen Ludwig von Bayern, des derzeitigen Erben der bayerischen Krone. Sie ist die vorerwähnte Prinzessin Maria Theresia von Oesterreich-Este, Herzogin von Modena. Und wie kommt diese deutsche Prinzessin dazu, Königin von Großbritannien genannt zu werden? Das will ich den verehrten Lesern in den nachfolgenden Zeilen erklären. — Es giebt in Großbritannien eine Partei, welche die Königin Victoria nicht als die rechtmäßige Herrscherin anerkennt und das Erbrecht des Hauses Hannover bestrittet. Es sind dies die Jacobiten, sonderbare Schwärmer, welche die weiße Fahne der Legitimität hochhaltend, den Gang der Weltgeschichte ignoriren. Es sind die Anhänger des 1688 vertriebenen Hauses Stuart. Sie sind ziemlich zahlreich in den vereinigten Königreichen, haben ihr eigenes Organ, The Jacobite Herald, in dessen Officin auch der eingangs erwähnte Almanach erscheint. Selbst eigener Briefmarken bedienen sie sich. Auf blauem Grund sieht man das mit einer Königskrone geschmückte Porträt der Prinzessin Maria Theresia und ringsherum die Aufschrift: Maria IV. D. G. Brit. et Hiberniae Regina. Fidei Defensor. Natürlich sieht die englische Postverwaltung diese Briefmarke nicht für gültig an und deshalb kleben die Jacobiten noch eine gewöhnliche englische Marke daneben, aber verkehrt herum, den Kopf der Königin Victoria nach unten gekehrt. Die britische Regierung läßt diese Leute ungehindert ihr Wesen treiben, stört nicht den Unfug mit den Briefmarken und läßt das Organ der Partei unbeanstaltet erscheinen. Sie weiß wie ungefährlich diese gegen das regierende Haus gerichtete Agitation ist. Was aber als das Eigentümlichste an der ganzen Sache erscheint: die neue Königin Maria will selbst nichts von ihrer Prätexten-Rolle wissen. Ihre Anhänger aber behaupten, daß sie ein besseres Erbrecht an den britischen Thron habe als das Haus Hannover; in ihren Adern rulle das Blut der Stuarts, da sie von der Tochter Karls I. abstamme. — Als das Haus Stuart durch eigene Schuld die Kronen der vereinigten Königreiche verlor, als der katholisch gewordene Jacob II. 1688 vertrieben wurde, folgte ihm zunächst seine älteste Tochter Maria und ihr kraftvoller Gemahl Wilhelm III. von Oranien, der Erb-Statthalter der Niederlande, welcher der eigentliche Begründer der modernen britischen Großmacht wurde. Auf ihn folgte 1702 Jacobs II. Tochter Anna, und als diese 1714 kinderlos starb, gelangte infolge der Successions-Akte von 1701 das Haus Hannover auf den Thron. Elisabeth, Jacobs I. Tochter, war mit dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz vermählt, dem unglücklichen Böhmenkönig. Ihre Tochter Sofie, die Gemahlin des Kurfürsten Ernst August von Hannover, wurde durch die

vor erwähnten Successions-Akte als einziger protestantischer Erbin Jacobs I. zur Erbin des großbritannischen Thrones erklärt. Sie konnte diesen aber nicht mehr besteigen, da sie noch kurz vor der Königin Anna starb; an ihrer Stelle trat ihr Sohn die Erbfolge an und wurde als Georg I. der erste König des Hauses Hannover, das nun seit fünf Generationen in Großbritannien regiert. — Jacob II. war im Jahre 1688 vor den inneren Wirren nach Frankreich geflüchtet; im Januar des folgenden Jahres erklärte das Parlament ihn und seinen sechs Monate alten Sohn, dessen Echtheit man bezweifelte, des Thrones verlustig und sprach diesen dem Prinzen von Oranien als Wilhelm III. zu. Bis an sein Lebensende, 1701, hat Jacob II. Versuche gemacht, den verlorenen Thron wieder zu gewinnen, wie nach ihm sein Sohn Jacob III. Edward, und dessen Söhne, unterstützt von Frankreich und Spanien, sowie von den Päpsten. Im Jahre 1716 landete der Kronprinz Jacob III., den der Papst zum Ritter von St. Georg ernannt hatte, in Schottland, wo ein Heer von 15,000 tapferen Hochlandsjägern zu ihm stieß. Anfangs mit Glück gegen Georg I. kämpfend, mußte er doch im Jahre 1719 als Flüchtling das Land seiner Geburt verlassen. Er wandte sich nach Spanien und später nach Rom, wo er 1764 starb. Seinem tapferen Sohne Karl Eduard wüßte noch einmal die Aussicht, mit Frankreichs Hilfe das Land seiner Ahnen wieder zu gewinnen. Im Jahre 1745 landete er in Schottland, wo die Jacobiten sich in großer Zahl um ihn scharten. Er schlug die Heere Georgs II. und rüdte siegreich gegen London vor, wo seiner viele Anhänger harrten. Aber schon im Anfange des Jahres 1746 wendete sich das Kriegsglück, und durch die Niederlage von Culloden wurden alle Hoffnungen der Stuarts und der Jacobiten für immer vernichtet. Als Flüchtling mußte der unglückliche Königsohn fünf Monate lang in den Wildnissen der Hochlande umher irren, sich verborgend vor seinen Verfolgern, da Georg II. einen Preis von 30,000 Pfund Sterling auf seinen Kopf gesetzt hatte. Endlich bis zur Küste gelangt, von Insel zu Insel flüchtend, glückte es ihm, sich auf einem französischen Schiffe in Sicherheit zu bringen. Er ging nach Rom, wo er bis 1788 lebte, seine Ansprüche auf den britischen Thron seinem Bruder, dem Cardinal Herzog von York, hinterlassend. Dieser starb 1807 in hohem Alter zu Frascati bei Rom, der letzte männliche Sproß des alten schottischen Königsgeschlechtes. In der Peterskirche zu Rom erhebt sich ein weißes Marmor Denkmal von Canova's Meisterhand, das König Georg IV. dem Andenken der letzten Stuarts errichtete. Die schottischen Hochländer bewahren dem untergegangenen Königshause eine schwärmerische Verehrung. In schwermüthigen Liedern gedenken sie des heldenmüthigen Königsohnes Karl Eduard, indem sie den „Ritter Sanct Georg“ und die „weiße Rose“, sein anfängliches Glück und sein trauriges Ende besingen. Die in England wie in Schottland zahlreiche Partei der Jacobiten pflegt durch die erwähnten Schriften und durch allerlei Demonstrationen gegen das regierende Haus Hannover die Erinnerung an das alte Königshaus und träumt davon, eine katholische Königin aus dem Blute der Stuarts auf den Thron zu erheben. Als solche haben sie also die Prinzessin Maria Theresia von Bayern ausgerufen. Sie ist die Enkelin im siebenten Grade von Jacob's II. Schwester Henriette, die allerdings, rein legitimistisch betrachtet, ein näheres Erbrecht besitzt als das von ihrer Tante Elisabeth, der Tochter Jacobs I., abstammende Haus Hannover. Diese Stuart-Tochter Henriette, die 1670 starb, war vermählt mit Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIV. Ihre Tochter Anna Marie von Orleans heirathete den König Victor Amadeus II. von Savoyen († 1732). Dessen Urnenkel, König Victor Emanuel I. von Savoyen, 1796—1824, der schon durch seine Abstammung von den Stuarts ein Erbrecht auf den britischen Thron ableiten konnte, erbt nach 1807 vom Cardinal Heinrich Benedict, Herzog von York, der sich seit 1788 auch König von Großbritannien nannte, die Thronansprüche auf dieses Reich, die letzterer ihm ausdrücklicher testamentarisch vermachte. Victor Emanuel I. hatte keine Söhne, und seine älteste Tochter Beatrix, gestorben 1840, heirathete den Erzherzog Franz IV. von Oesterreich-Este, Herzog von Modena. Dessen Enkelin aber ist die 1849 geborene Prinzessin Maria Theresia, vermählt mit dem Prinzen Ludwig von Bayern, oder wie die Jacobiten sie nennen: Maria IV., die letzte katholische Enkelin der Stuarts, die ihre Anhänger, wie gesagt, wider ihren Willen, auf den Thron des britischen Weltreiches setzen wollen. Es geht doch nichts über ein Princip!

Nachdruck verboten.

Weihnachtstannen.

Zu dem Bilde von August Reinhardt. — Siehe Seite 188.

Wie im vorigen Jahre, wo ebenfalls ein Bild Reinhardt's das Weihnachts-Fest zierte, so bringen wir auch zu dem diesjährigen Christfeste unseren Lesern ein Werk desselben Meisters. Welche weihnachtliche Stimmung liegt darin, trotzdem nichts als die Tannen eine äußerliche Verbindung mit dem Christfeste herzustellen scheinen! Ein geheimnißvoller, fast märchenhafter Reiz ruht über dem Ganzen, etwas feierlich und erwartungsvoll Wachendes, ein Sich-Ergänzen von winterlicher Rauheit und innerem Behagen. — jene Mischung, die uns an der Hand unserer Kinder-Erinnerungen gerade auf dies Fest der Feste leitet. Dazu kommt die geschickte Benutzung der Staffage. Der Baum auf dem Handwagen, der Mann, der mit seinem Einkauf heimwärts wandelt, — unwillkürlich spinnst das den Faden der Phantasie zu dem gleichen Ziele fort. — Für die Bewohner von Elbtorf, für manchen Künstler, der hier den Grund zu seinem künftigen Ruhme legte, dürfte dieses Bild noch von besonderem Interesse sein, stellt es doch die, dem Anspruche der Neuzeit zum Opfer fallende, alte Dresdener Akademie dar.

Friedrich August Reinhardt, bekannt als trefflicher Landschaftsmaler

und Aquarellist, 1831 geboren zu Leipzig, ist Professor am Königl. Cadetten-Corps in Dresden. Seine Studien begann er auf der Leipziger Kunst-Akademie unter Professor Keller, um sie dann unter Pfeifers Leitung in Weimar und im Lande der Schöpfung aller Künstler, in Italien, hierauf in Wien und Dresden zu erweitern. Seine bekanntesten Hauptwerke sind: „Römische Landschaft“, „Blick auf Palermo“, „In der Villa Balgonelli“, „Nasen-Ausfahrt“, „Einamkeit“ und der neuerdings vollendete „Heilige Georg.“



Antworten.

- D. D., Brunn. — Tägliche Gedanken. Aus den Schriften Charles Kingsley's, gewählt von seiner Frau, ist ein sehr empfehlenswerthes Buch. Frau Kingsley hat, mit inniger Liebe zu ihrem Gatten und seinem Verständnis, Gedanken und Gedichte aus diesen Werken, Predigten, Briefe u. s. w. zu einem Reichtum für jeden Tag des Jahres zusammengestellt. Kurz vor ihrem Tode ertheilte sie Maria Baumann das Recht zur deutschen Uebersetzung, die 1893 in Göttingen bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienen ist. Diese Uebersetzung stellt sich als würdige Uebersetzung des Originals dar. Das Buch eignet sich um so mehr zu einem angenehmen Geschenke, da freie Seiten Raum zum Niederschreiben der eigenen Gedanken lassen, ein Heft, den es, im Geiste Kingsley's, in erster Linie erfreut. Der Preis der deutschen Ausgabe beträgt gebunden M. 4,50. — Desgleichen empfehlen wir die von Maria Baumann überfetzten akademischen Vorträge Kingsley's. Das Buch ist unter dem Titel „Römer und Germanen“ ebenfalls in dem oben genannten Verlage erschienen und kostet gebunden M. 5. — Kein Geringerer als Professor Max Müller in Oxford hielt eine Vorrede dazu.
- N. Gause in Br. — Briefe an Sie kommen als unbeschreiblich zur; wir bitten um nähere Angabe Ihrer Adresse.
- E. v. G., Potsdam. — Leider unverwendbar! Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.
- Melereudor J., Bonn. — Olive Schreiner's Hauptwerk, „Geschichte einer afrikanischen Frau“, heißt in der deutschen, von Marie Schramm-Macdonald herausgegebenen Bearbeitung: „Yndal, Roman aus dem südafrikanischen Harmerleben.“
- H. H., Bogen. — „Bismarck und das Deutsche Vaterland“ heißt ein in Hellmuth Gentler's Verlag in Dresden-K. erscheinendes, empfehlenswertes patriotisches Gedicht. Preis: gebunden 3 Mark.
- Voroniu v. L., Znaim. — Der dreibändige Roman „Frauen“ unserer bekannten Mitarbeiterin Frau Salesta Grafen Bethusy-Suc (Wort von Reichenbach) ist im Verlage von Carl Reißner, Dresden und Leipzig, erschienen. Da Ihnen „Ein reiches Mädchen“ so gefallen hat, wird Ihnen wohl auch das Buch „Frauen“ willkommen sein.
- Bolivode, New-York. — Das neue, zeitgemäße und interessante Buch von Georg Schweiher „Streifzüge durch Rußland und über die perische Grenze“ erschien bei Carl Siegmund in Berlin.
- Graf v. Str., Wien. — Karl V. ließ im 16. Jahrhundert an den Küsten des italienischen Festlandes wie der Inseln zahlreiche Befestigungsthürme erbauen, die heute ohne Ausnahme „Torri di Carlo Quinto“ heißen. Ein solcher ist auch der in unserm Heft 19 reproducirte malerische Thurm des Cerrodel'Isola-Bildes, an den wir noch speciell die Tradition knüpft, daß Karl V., da er im October 1541 von Lucca nach Spezia kam, um den Oberbefehl über die Flotten-Expedition nach Algerien zu übernehmen, in ihm gewohnt haben soll. In Wirklichkeit wohnte der Kaiser aber in dem bei der Tracierung der Strada Cavour umgelegten Palazzo del Sigr. Giovanni Batt. Basso.
- Gräfin P., Steiermark. — Ueber die Butter giebt es ein Syccalwert von Bruno Martiny. Der Verfasser ist mit dem ganzen nöthigen ethnographischen, sprachlichen, culturgeschichtlichen Mitgenuge versehen und dabei Fachmann im Vortereisen, gewiß eine seltene Vereinigung, die eben zur Schaffung eines Wertes führte, aus dem alle die genannten Disciplinen Nutzen ziehen können. An der Hand der sorgsam gepflückten Quellen zeigt Martiny, daß die Völker des klassischen Alterthums nur ein unvollkommenes löstartiges Erzeugniß kannten, und daß die höhere Stufe der Butterbereitung, das, was wir heute unter Butter verstehen, den griechischen, mongolischen und semitischen Völkern nicht bekannt war, sondern den nordgermanischen Stämmen entsprossen ist. Als Nahrungsmittel wurde die Butter bei Römern und Griechen nicht verwendet, sie hatten dafür das Olivenöl; ihre Milchwirtschaft war dürftig. Von großem Belange sind die sprachlichen Untersuchungen Martiny's, der die Bezeichnungen für Butter in einigen hundert europäischen, asiatischen und afrikanischen Sprachen aufzählt. Bei vielen ist der Begriff des Salbenhafsten mit der Butter verknüpft (althochdeutsch anonerro, ankschlmo, standinavisch smör u. s. w.), was sich dadurch erklärt, daß ursprünglich für alles thierische Fett nur eine gemeinsame Bezeichnung vorhanden war, die später zur Sonderbezeichnung für die Butter wurde. Zur täglichen Verwendung ist die Butter ziemlich spät erst gelangt. Bei den Franzosen war sie es im siebenten Jahrhundert noch nicht, aber 813 verlangte Karl der Große von seinem Hofverwalter regelmäßige Butterlieferung; die Norweger führten schon im achten Jahrhundert Butter regelmäßig als Schiffsvorrath mit sich. Vom europäischen Norden ist also die Butterbereitung ausgegangen.



Mit dem neuen Jahrgang erscheint in der Illustrirten Frauen-Zeitung:
Helene Böhlau, Neue Kathismädel-Geschichten.
 Wir bitten, die Abonnements bei Post-Anstalten und Buchhandlungen rechtzeitig im December zu erneuern, damit in der Lieferung des ersten Heftes keine Verzögerung eintritt.